



Berlin, den 14. November 1905.

Nietzsche und Rohde.

Auf einem Bilde, das die Mitglieder des Leipziger Philologischen Vereins darstellt (Winter 1866/67), fallen bei genauerer Betrachtung von den zehn um einen Tisch gruppierten jungen Leuten dem Beschauer zwei auf, die einen viel bedeutenderen Eindruck machen als ihre Kommilitonen: an der linken Ecke der sofort kenntliche zweiundzwanzigjährige Nietzsche, heiter und nachlässig wie Einer, der die feierliche Prozedur als einen Scherz ansieht; ganz rechts an der Ecke ein Jüngling von einem sonderbar ernsten und stolzen Ausdruck in Gesicht und Haltung; der seine Kopf merkwürdig schmal; hinter dem sich empormöhlenden Scheitel wird ein mächtiger, stark ausgerundeter Hinterkopf sichtbar, eine Kopfbildung, wie begabte Menschen, besonders Musiker, sie oft zeigen; das Kinn ist trotzig; die Backenknochen treten energisch, doch nicht unedel hervor; das Augenpaar blickt fast schwermüthig in eine unbestimmte Weite. Der also Dargestellte ist Erwin Rohde, Nietzsches bester Freund.

Ein Bild Rohdes schmückt auch die schöne Biographie des Mannes, mit der Professor Crusius die nicht sehr große Zahl werthvoller Gelehrtenbiographien um ein Werk von gründlicher Kenntniß, anziehender Darstellung und erquickender Herzenswärme bereichert hat. Die Züge des Dreißigjährigen sind noch bedeutender geworden; stärker wölbt sich die Stirn, trotziger sind die von einem schmalen schwarzen Barte beschatteten Lippen aufgeworfen; eine unausdrückbare Idealität liegt über der Erscheinung; aus den düsteren Augen spricht schmerzliche Entsagung, aber zugleich eine unbedingte, harte Wahrhaftigkeit, die sich dem Beschauer ins Herz bohrt. Ein seltsamer Zauber und Zwang geht von diesen forschenden Augen aus; sie nöthigen Ehrerbietung ab, sie heißen Liebe.

Erwin Rohde ist geliebt worden. Nicht von seiner reinen und glücklichen Ehe sei hier die Rede: wer das Buch von Crusius liest, wird manchmal ergriffen innehalten, wenn er auf rührende Denkmale dieser Liebe stößt. Aber bevor Rohde sich einen Hausstand gründete, hatte er Jahrzehnte lang in Freundschaft mit Nietzsche gelebt. Keiner von denen, die Nietzsche ihren Freund nennen durften, ist ihm so ganz nah gekommen. Keiner war seinem Wesen so verwandt. An keinem hing Nietzsche mit treuerer Liebe. Nun liegt der Briefwechsel zwischen Rohde und Nietzsche in einem stattlichen Bande vor. Professor Fritz Schöll hat die Briefe des Freundes, Frau Elisabeth Förster-Nietzsche die des Bruders herausgegeben. Sich kennen und lieben gelernt zu haben, empfanden die Zwei als ein tiefes Glück. Dieses Glück mitzuerleben, gewährt der Briefwechsel den Freunden der Freunde.

„Rohde ist jetzt auch Ordentliches Mitglied, ein sehr gescheiter, aber tropiger und eigensinniger Kopf“, schreibt Nietzsche im September 1866 an den Freiherrn von Gersdorff. Es handelte sich um den auf Ritschls Anregung gestifteten Philologischen Verein. Bald waren Nietzsche und Rohde die Flügel männer der jungen Gesellschaft. In Nietzsches sechstem Semester, Ostern bis Herbst 1867 zu Leipzig, wurde die Freundschaft eng und herzlich; Beide sahen sich mit einem Male allein, „auf einem Isolirchemel“, wie Rohde sagt; sie waren über ihre mitstrebbenden Altersgenossen hinausgewachsen und auf einander angewiesen. Freund Rohde war es, zu dem Nietzsche mit dem fertigen Manuskript seiner Preisaufgabe de fontibus Diogenis Laertii in dunkler Regennacht stürmte; feierlich bewegt, tranken sie eine Freundschaftsflasche zusammen und redeten sich von Hoffnungen und Entwürfen die Köpfe heiß. „Ich habe es bis jetzt nur dies eine Mal erlebt“, notirte Nietzsche ein Jahr später, „daß eine sich bildende Freundschaft einen ethisch-philosophischen Hintergrund hatte. Einig waren wir nur in der Ironie und im Spott gegen philologische Manieren und Eitelkeiten. Für gewöhnlich lagen wir in den Haaren, ja, es gab eine ungewöhnliche Menge von Dingen, über die wir nicht zusammenklangen. Sobald aber das Gespräch sich in die Tiefe wandte, verstummte die Dissonanz der Meinungen und es ertönte ein ruhiger und voller Einklang.“ Wie ein Echo schallt es zurück aus dem ersten Brief, den wir von Rohde an Nietzsche besitzen: „Ich denke, old boy, daß auch Du mit Vergnügen an so manche Augenblicke innigster Harmonie in den Grundstimmungen des Denkens und Seins zurückdenkst. Die herzliche Theilnahme, die Du mir querköpfigen und abstoßenden Kerl erwiesen hast, empfinde ich um so wärmer und tiefer, weil ich nur zu genau weiß, wie wenig meine Art zu näherer Theilnahme auffordert. Vor Allem denke ich mit Freude zurück an die Abende, wo Du mir im Finstern auf dem Klavier vorspieltest: ich fühlte den Abstand zwischen einer produktiven Natur und mir ohnmächtig

wollenden Halbhegen, aber die Seele schloß sich doch auf unter den Tönen und ging einen somewhat elastischeren Schritt.“ Dieser Brief ist ein Selbstportrait, in einem anderen Sinn allerdings, als sein Schreiber es gemeint hatte. Man erräth eine vornehme, schamhafte, hochstrebende Seele, mit einer ungeliebten Veranlagung, sich zu quälen und Bitterniß aus den Blüthen des Lebens zu saugen; einen düstern und leidenschaftlichen Geist, leicht verwundbar und schwermuthvoll, der das Geheimniß seiner Zartheit ängstlich hinter der Maske eines härtebeigigen Humors verhehlt; einen Freund, der bei aller unbedingten Verehrung Spuren leiser Eifersucht nicht ganz verbergen kann: der reicher und allseitig begnadete Genosse ist ihm ein wundervolles Glück und ein schmerzlich schärfender Stachel zugleich. So weiche Klänge dieser spröden Seele zu entlocken: Das erforderte einen Seelenkünstler wie Nietzsche; er sah durch Falten und Schleier die hüllenlose, in einsamer Sehnsucht sich verzehrende Seele. Wie ein mühsam verhaltener Jubel braust es durch Rohdes Jugendbriefe. Gelegentlich, wie in dem herrlichen Weihnachtsbriefe vom Jahre 1888, springen alle Riegel dieses verschlossenen Herzens auf und wie aus tiefen, lauterem Brunnen quillt die Empfindung: „Dir allein verdanke ich die besten Stunden meines Lebens; ich wollte, Du könntest in meinem Herzen lesen, wie innig dankbar ich Dir bin für Alles, was Du ihm geschenkt; der Du mir das selige Land reinsten Freundschaft erschlossen hast, in das ich, mit liededurstigem Herzen, früher wie ein armes Kind in reiche Gärten geblickt hatte. Der ich von je her einsam war, ich fühle mich jetzt vereint mit der Besten Einem; und Du kannst schwerlich verstehen, wie Das mein inneres Leben verändert hat; bei meinem tiefen Bewußtsein meiner Härten und Schwächen erquidt mich Liebe und Milde wie etwas Unverdientes unsäglich.“

Noch sind es zwei jugendliche und harmlose Menschenkinder, die einander die schwärmerischen Brautbriefe ihrer Freundschaft schreiben; noch haben sich nicht die drohenden Schatten des Lebens auf ihre sonnige Existenz gelegt; ihr gern betonter Pessimismus hat etwas jüngerhaft Theoretisches: die müde und schmerzliche Weisheit Schopenhauers ist ihnen in Hirn und Herz gedrungen und gläubig beten sie dem Meister nach, der ihrem Geiste das auszeichnende Stigma der Philosophie aufgeprägt hat. Sie berathen einander in ihren philologischen Studien, schwärmen von Objektivität des Willens, von der platonischen Idee als Objekt der Kunst, von Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben. Daneben aber freuen sie sich kindlich auf eine pariser Reise, die sie zu machen gedenken, und Nietzsche schreibt in scherzhafter Renommisterei von der göttlichen Kraft des Cancan und vom gelben Gift Absynth. Der selbe vierundzwanzigjährige Nietzsche ist entzückt über seine Qualifikation zum Landwehrlieutenant, die ihm „von äußerstem Werth“ zu sein scheint, angesichts der täglichen, immer drohenden Kriegsgefahr.

Die gleichzeitig ausgesprochene Hoffnung „auf spätere artilleristische Thätigkeit“ klingt dem Leser ominös, der sich der Werke der achtziger Jahre erinnert. Siebenmal wird Suchen Klemm, die zierliche Naive des Leipziger Stadttheaters zu jener Zeit, im Briefwechsel der Freunde erwähnt; sie haben ihr das philologische, spätgriechisch-galante Rose-Pseudonym Glaukibion gegeben; Nießsche berichtet triumphirend, daß er sie nach Hause begleiten durfte; er sucht im ganzen Theater, ob sie anwesend ist; er weiß, wie viel Gage, wie viel Zulage sie von Laube bekommt; seine Stube ist „so glücklich, besogtes Wesen mit ihrer hübschen Schwester eine Stunde zu beherbergen. Und es war eitel γέλως und γλαυότης“.

Zum Zeichen Dessen, was mit dem ausdrücklichen Hinweis auf diese unschuldige Herzensneigung für einen anmuthigen Theaterbadsisch beabsichtigt ist, seien drei Jahreszahlen hier verzeichnet. Das Jahr, in dem diese Briefe geschrieben wurden: 1868; das Jahr, in dem „Menschliches, Unmenschliches“ erschien: 1878; endlich das Jahr des „Fall Wagner“, der „Dionysos-Dithyramben“, der „Sögendämmerung“, des „Antichrist“, des „Ecce Homo“, der „Umwertung aller Werthe“: 1888. Welcher Weg, welche Entwicklung in zwei Jahrzehnten!

1868: Der normale hoffnungsvolle Jüngling; heiter, sorglos, lebenslustig; sehr strebsam, aus gutem Hause: Pastorssohn, mit einem Duzend gutmüthig bemutternder Tanten. Scheinbar nichts Außergewöhnliches ist an ihm; gewiß ist er begabt, sogar sehr und vielseitig; aber der um ein Jahr jüngere Rohde macht fast einen reiferen, ernstern Eindruck. Gründungsphilister eines Vereines gescheiter Philologen, Ritschls Günstling; dieser Nießsche wird vermuthlich eine glänzende, wenn auch durchaus typische akademische Karriere durchlaufen: er wird brav und sitzsam als Privatdozent anfangen, wird zum Extraordinarius, zum Ordentlichen Professor vorrücken; vielleicht bringt ers sogar zum Geheimen Rath und sicher bleibt ihm der Rothe Adlerorden vierter Verdünnung nicht aus. Er wird ein Weib nehmen und seine Töchter an weise Privatdozenten verheirathen; er wird zwei oder drei grundlegende Werke und eine Unzahl Zeitschriftenartikel schreiben, — Alles sehr gediegen, sehr wissenschaftlich, mit Citaten, Anmerkungen, Hinweisen, Varianten, mit kritischem Apparat . . .

1878: Er ist thatsächlich Professor geworden, abnorm früh, unter ungewöhnlich ehrenvollen Umständen. Aber er hat sich durch heillose Verquickung von Philologie und Wagnerianismus kompromittirt; für ernsthafte Philologen existirt er nicht mehr, denn er ist nicht wissenschaftlich; man hat, wie es sich gehört, seine Katheder boykottirt, angehende Jünger der Philologie vor ihm gewarnt. Seit einiger Zeit liest er nicht mehr, sondern treibt sich, angeblich aus Gesundheitrückichten, irgendwo in Italien herum, in bedenklich

internationaler Gesellschaft. Sein neuestes Werk, lauter Aphorismen, zeigt, daß er sich total ausgeschrieben hat . . .

1888: Dieser Nietzsche, auf den gewisse Leute vor fünfzehn Jahren so übertriebene Hoffnungen gesetzt hatten, ist so gut wie verschollen. Er führt ein Nomadenleben: Oberengadin, Thüringen, Venedig, Riviera. Er soll immer noch schreiben, aber kein Mensch liest ihn, Niemand kauft, Niemand bespricht seine überspannten Bücher, die jedes Jahr den Verleger wechseln. Eins davon soll sehr unmoralisch sein, hat aber dennoch keinen Erfolg gehabt; schon der Titel läßt allerlei Abscheuliches vermuthen. Ein anderes handelt von persischer Mythologie, wie man hört. Um sich interessant zu machen, hat er ein Pamphlet gegen Wagner verfaßt . . . Halt, gerade kommt eine ganz unglaubliche Zeitungsnachricht über ihn: „Die von dem Dozenten Dr. Georg Brandes im größten Hörsaal gehaltenen öffentlichen Vorlesungen um den tüske filosof Friedrich Nietzsche haben enormen Zulauf; jedesmal über dreihundert Personen.“ Wie? Das Ausland nimmt Notiz von dem Manne? Sollte der Mann am Ende ernst zu nehmen sein?

Drei Dinge waren Nietzsche und Rohde gemeinsam: Liebe zum Alterthum hatte sie zusammengeführt, Begeisterung für Schopenhauer brachte sie einander näher, Hingabe an die wagnerische Kunst besiegelte den Bund. Rohde ist der Philologie treu geblieben und hat Glänzendes in ihr geleistet; er hat nie Wagner den Rücken gekehrt, obgleich auch er den weihrauchschwülen Quovadisimus des Parsifal ablehnte; am Vordersten wurde sein Verhältniß zur Philosophie, wenn er auch in seinen beiden Meisterwerken philosophischen Problemen durchaus nicht aus dem Wege ging. Nietzsche löst sich von Philologie, Schopenhauer und Wagner entschlossen los: sie waren ihm nur Wegweiser zu sich selbst gewesen. Alles in seinem Leben drängte scheinbar darauf hin, daß er Richard Wagner eine Art von Paulus würde: eine junge Sekte braucht den Vermittler, der sie in Beziehung zu den vorhandenen Kulturmächten setzt; Wagner hatte, wie kein Künstler vor ihm, einen skrupellosen Ehrgeiz, mit Allem, was irgendwo einmal in der Geschichte groß war, in Beziehung zu stehen; Indertum, Griechenthum, Christenthum, die alte Tragödie, der Heilige Franz von Assisi, Dante, Shakespeare, Calderon, Goethe, Schiller, die Romantik, Schopenhauer, Beethoven, germanischer Mythos, ritterliche Epik, bretonische Fabuliclust: das Alles sollte in die Weltanschauung Wagners hineininterpretiert werden, und zwar so, daß es erst in und durch Wagner seine Vertiefung und Vollendung zu finden schien. Nietzsche schien so recht geschaffen, der griechische Kirchenvater des neuen Glaubens zu werden; die Umstände konnten nicht günstiger zusammentreffen; seine Berufung nach Basel wies ihm deutlich die Richtung. „Luzern ist mir nun nicht mehr unerreichbar“,

heißt es in dem Brief, in dem er Rohde seinen Ruf mittheilt. So sah er der neuen Professur froh, wenn auch nicht ohne Sorge entgegen. Rohde fühlte dunkel, daß ihnen Beiden ein Lebenssommer voll Mühe und Schwüle bevorstehe; in ergreifenden Worten nahm er Abschied vom Jugendgenossen und vom Frühling ihrer Freundschaft: „An diesem trivium unserer Lebenspfade laß michs Dir noch einmal sagen, daß Niemand im Leben mir wohlter und lieber gethan hat als Du und daß ich Das empfinde mit allen Fibern meines Wesens.“

Basel ist die entscheidende Wendung in Niezsches Lebenslauf. Er wird unvermittelt und unvorbereitet in einen Beruf hineingeworfen, dem er unter normalen Umständen in langem gebulbigen Warten und Vorbereiten erreicht hätte; der Unterricht am Pädagogium vermehrte bedenklich Arbeitslast und Verantwortung. Die freien Stunden waren einer erstaunlichen Produktion gewidmet: Alles, was der erste, neunte und zehnte Band der Gesammtausgabe enthalten, ist in Basel entstanden. Ein ausgedehnter Briefwechsel, aufregende Musik und die Besuche in Tribschen bei Richard Wagner sind nicht zu vergessen. Mit der Berufung nach Basel scheint Niezsches Lebensschiffchen in das idyllische Seitengewässer einer friedlichen Gelehrtenexistenz zu steuern; in Wirklichkeit treibt es sacht, aber unaufhaltsam hinaus in den Strom. Denn in Basel wuchs Niezsche nur zu bald über das ganze Unversitätswesen hinaus. Zunächst verlor er den engen persönlichen Konnex mit Rohde; lange Briefe waren ein kümmerliches Surrogat. Neuen Anschluß fand er nicht leicht. Der später vertrautere Verkehr mit Jakob Burckhardt und Overbeck beschränkte sich anfangs auf freundliches Grüßen. So drängte Alles darauf hin, Niezsche der Nacht in die Arme zu treiben, die den Menschen jäh und gründlich wandelt: der Einsamkeit. Sie verleiht von nun an seinem Leben und seinen Werken Farbe und Glanz. Die Einsamkeit ist das letzte Kriterium für alles Hervorbringen; sie ist das Auszeichnende und Unterscheidende; man fühlt es sofort, wenn ein Werk „aus der Fremde“ kommt, aus Höhe und Stille; seltsam und adelig steht es da. Beethovens letzte Quartette, Schopenhauers Hauptwerk, Ibsens letzte Dramen haben alle einen Hauch und Duft der strengen Einsamkeit an sich, in der sie entstanden sind. Niezsche, von Natur aus wie Stendhal geneigt à se singulariser, wurde durch ein sonderbares Zusammenwirken verschiedener Umstände aus Beruf und Amt, aus Tradition und sozialem Leben hinausgedrängt, unmerklich beinahe, aber unaufhaltsam. Man kann Schritt vor Schritt verfolgen, wie er die Wohnstätten der behäbig in Alltag und Gemeinschaft Lebenden verläßt, wie er immer höher seinen Berg hinaufsteigt und immer einsamer wird. Wohl preist sein Sonnenhymnus, da Zarathustra auf dem Gipfel steht und süßen Honig opfert, in entzückter Weiberrede seiner Einsamkeiten siebente und letzte. Aber

zu anderen Zeiten entlockte ihm das Gefühl, nicht einen einzigen Menschen zu haben, der ihn liebend verstand, bitterliche Klagen.

Raum war Nietzsche ein Jahr in Basel, als er Rohde schon ganz revolutionäre Briefe schrieb: ein radikales Wahrheitswesen sei an einer Universität nicht möglich; etwas wirklich Umwälzendes werde nie von hier aus seinen Ausgang nehmen können; er werde diese Luft nicht mehr lange aushalten. Um aus dieser Noth herauszukommen, erwog Nietzsche in vollem Ernst einen Gedanken, der zu allen Zeiten feinere Geister als selige Utopie gereizt hat: den eines weltlichen Klosters, in der Art einer Platonischen Akademie oder der Thelemitenabtei des weisen Meisters Rabelais. Er bereite einen Aufruf vor „an alle noch nicht völlig erstikten und in der Jetztzeit verschlangenen Naturen.“ Auf Rohdes und Romundts Mitwirkung rechnete er zuversichtlich, im Stillen wohl auch auf die Deussens, Burckhardts, Overbricks. Er fing an, seine Bedürfnisse auf ein Mindestes einzuschränken, um einen kleinen Rest von Vermögen für alle Fälle zu bewahren; er wollte in die Lotterie setzen, für seine Bücher die denkbar höchsten Honorare verlangen. Rohde mahnte besonnen ab; er fand sich nicht produktiv genug zu solcher Welteinjamkeit. „Mit Leuten wie Schopenhauer, Beethoven, Wagner ist es eine ganz andere Sache; auch mit Dir, lieber Freund.“ Die Stelle ist interessant: hier also kommt Rohde schon nicht mehr mit; er hat nicht mehr die nöthige Elastizität. Und welche sonderbare Gleichstellung von Nietzsche, der noch keine seiner größeren Schriften veröffentlicht hatte, mit Schopenhauer, Beethoven, Wagner! Welchen Eindruck von Größe muß Nietzsche auf Rohde stets gemacht haben, daß Dieser eine solche Nebeneinanderstellung wagte, ohne zu fürchten, sich und den Freund lächerlich zu machen!

Nietzsche fühlte sich unbehaglich in Amt und Fach. Nun tritt ein Ereigniß ein, das in seiner einzigartigen Wichtigkeit für Nietzsches Entwicklung noch nicht erkannt worden ist: der basler Professor der Philosophie Reichmüller nimmt einen Ruf nach Dorpat an. Nietzsche hat eine solche Sehnsucht, seinen Rohde wieder bei sich zu haben, daß er ordentlich ersünderisch wird: er trägt sich mit dem Wunsch, sich um die vakante Professur zu bewerben, damit seine eigene für Rohde frei werde. In Lugano, wo er seine Erholung sucht, wiegt er sich in goldenen Träumen gemeinsamen Wirkens an der basler Hochschule; sich selbst aber — und Das ist das Entscheidende — kann er sich nur mehr als Philosophen vorstellen: so fest hat er sich schon in diese neue Hoffnung hineingelebt. „Von der Philologie lebe ich in einer übermüthigen Entfremdung, die sich schlimmer gar nicht denken läßt. Bald sehe ich ein Stück neue Metaphysik, bald eine neue Aesthetik wachsen.“ Es war der letzte Versuch, das ideale Kloster zu gründen. Der etwas spätere Plan, Rohde wenigstens an die Nachbaruniversität Zürich zu bringen, zerfiel

sich, weil Rohde mit Niel unterhandelte. Man darf die fundamentale Wichtigkeit dieser vergeblichen Bemühungen nicht übersehen: jetzt ist Niezsche der Philologie ganz entfremdet, sie ist ihm, wie er selbst im nächsten Briefe bekennt, „ein Ekel.“ Sie hat nur noch einen Werth für ihn, wenn sie sich in den Dienst des Lebens, der hohen Kultur, der großen Kunst stellt; diese Rolle weist ihr „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ an. Als das Werk erschienen war und von einem jüngeren Philologen vom Standpunkt der Wissenschaft aus ungehört angegriffen wurde, stellte Rohde sich resolut auf die Seite des Freundes. Ob auch der Sache, ist zweifelhaft. Zwar haßte Rohde die „fatale göttlicher Weisheit von der Heiterkeit des echten Griechenthumes“ eben so grimmig wie Niezsche; auch er sah die Zeit tiefster mythischer Erregung zwischen Homer und Aeschylus; „purifizirten Altenweiberprotestantismus“ nennt er die zünftige Darstellung griechischer Weltanschauung. Aber Niezsches erstes Buch enthielt Kühnheiten und Vorahnungen seiner späteren Entwicklung, die einem sorgfältigen Leser nicht entgehen konnten.

Im Juli 1876 erhielt Niezsche die Anzeige von Rohdes Verlobung. Sogleich schrieb er einen herzlichen Glückwunschbrief, der jedoch eine merkwürdige Stelle enthält: „Ja, ich werde ruhiger an Dich denken können: wenn ich Dir auch in diesem Schritt nicht folgen sollte. Denn Du hattest die ganz vertrauende Seele so nöthig und hast sie und damit Dich selbst auf einer höheren Stufe gefunden. Mir geht es anders. Mir scheint das Alles nicht so nöthig, — seltene Tage ausgenommen. Vielleicht habe ich da eine böse Lücke in mir. Mein Verlangen und meine Noth ist anders; ich weiß kaum, es zu sagen und zu erklären.“ Er ahnte wohl selbst nicht, welchen klaffenden Abstand er mit diesem Bekenntniß zwischen sich und dem Freunde konstatierte; auch Rohde scheint die Stelle „Du hattest die ganz vertrauende Seele nöthig“ nicht verstanden zu haben; noch einmal flammt, zum letzten Male und am Höchsten, seine Liebe auf: „Mein Freund, ja, wahrlich mein Freund und Bruder! Eins denke immer: daß in meinem zukünftigen Hause Dir Herz und Herd allezeit zur Verfügung stehen; nicht wie ein Geschenk, sondern wie Dein eigener und rechtmäßiger Besitz! Ich bleibe Dein in unveränderter Liebe.“

Dieser Brief steht auf Seite 534 des Bandes; dann folgen nur noch fünfzig Seiten. Wann schreibt man einem Mädchen die glühendsten Briefe? Wenn man sich unbewußt mit dem Wunsch trägt, ihr den Abschied zu geben.

Zwei Dinge giebt es, die den Menschen entjüngen; sie schneiden seine Entwicklung ab: Amt und Ehe. Sie sind des Durchschnittsmenschen Los und Glück, auch des sehr begabten. Dem Philosophen aber ist jedes Amt eine Kette und die Ehe ein Verhängniß; er versagt sich Beides aus Instinkt. Schon dem vierundzwanzigjährigen Niezsche stand dieser Satz fest. „Ich

habe hier Gelegenheit, mir die Ingredienzien eines glücklichen Familienlebens in der Nähe anzusehen: hier ist kein Vergleich mit der Höhe, mit der Singularität der Freundschaft. Das Gefühl im Hausrock, das Alltägliche und Triviale überfließt von diesem behaglich sich dehnenenden Gefühl: Das ist Familienglück, das viel zu häufig ist, um viel werth sein zu können.“ So ungefähr sagt Das einmal jeder Jüngling; man erinnere sich der köstlich frischen Eingangsszene von Stifters „Hagestolz“. Nietzsche hat seine Jugendausschau über die Ehe festgehalten; sie ist ihm immer strenger und entschiedener geworden. Wandervoll besang er im Zarathustra das Glück der Ehe und die Seligkeit der Elternschaft, aber er vergaß keinen Augenblick, daß es nicht für ihn und er nicht für es geschaffen sei. Fürs „dumpfe deutsche Stubenglück“ vollends hatte er nur höhrende Verachtung, und als er dem fromm und würd gewordenen Wagner die Summe seiner Existenz zog, schrieb er an auffällige Stelle den bösen Satz: „Die Gefahr der Künstler, der Genies liegt im Weibe; die anbetenden Weiber sind ihr Verderb.“ Nicht in der unglücklichen Ehe sah er die Gefahr: ohne Kantippe kein Sokrates. Das „Behagen zu Zweien“ war ihm das zu Fürchtende, das eigentlich Unphilosophische. In dem Glückwunschbrief deutete er's Rohde in einem zarten Symbol an: Ein Wanderer geht durch blaue Nacht und lauscht in weicher Behemuth der süßen Weise eines Vogels. Aber der Vogel spricht:

„Nein, Wanderer, nein! Dich grüß ich nicht
Mit dem Getöse!
Ich singe, weil die Nacht so schön:
Doch Du sollst immer weiter gehn
Und nimmermehr mein Lieb verstehn! . . .
Leb wohl, Du armer Wandersmann!“ —

Rohde hatte vielleicht als Erster die aphoristische Technik Nietzsches erkannt. „Du deduzirst zu wenig“, schrieb er ihm über die zweite Unzeitgemäße Betrachtung; „Du überlässest dem Leser mehr, als billig und gut ist, die Brücken zwischen Deinen Gedanken und Sätzen zu finden. Zuweilen habe ich den Eindruck, als ob einzelne Stücke und Abschnitte zuerst für sich fertig gearbeitet worden wären und dann, ohne in dem Fluß des Metalles völlig wieder aufgelöst worden zu sein, dem Ganzen eingefügt worden wären.“ Als Nietzsche in dem Aphorismenbande „Menschliches, Allzumenschliches“ gänzlich auf die Eisbrücken verzichtete, in denen philosophirende Flachköpfe das System einer Philosophie erblickten, war Rohde weniger von der neuen Form als von dem neuen Inhalt überrascht: „So muß es sein, wenn man direkt aus dem caldarium in ein eiskaltes frigidarium gejagt wird.“ Schmerzlich bestreuet, fand er zu viel Röhre in dem Werke. So sehr er den

rücksichtlosen Wahrheitstrieb, die kühle und strenge Zerlösung religiöser, metaphysischer und künstlerischer Illusionen bewunderte: er gab nur die relative Wahrheit der Säge zu und fand den Gehalt des Buches mehr im Einzelnen als im Ganzen. Seltsam klingt der Schluß: „Nichts, Dessen sei gewiß, soll mich Dir je im Innern entfremden.“ So schreibt man nur, wenn die Entfremdung thatsächlich schon begonnen hat. Rohde mußte bligartig erkennen, daß sein und Niezsches Weg schon weit auseinandergingen. Daß er nicht, wie Wagner, das Buch en bloc verwarf, zeugte von Freiheit des Geistes. Daß er ihm nur zum Theil zu folgen vermochte, lag daran, daß Niezsches Entwicklung ein ganz anderes Tempo annahm, nachdem er seinen Beruf aufgegeben hatte und nur noch sich selbst lebte. Rohde war durch Amt und Ehe davor bewahrt, ein rein kontemplatives Leben zu führen.

Von nun an wird auch der Ton Niezsches in seinen Briefen anders; ganz langsam und allmählich, aber deutlich erkennbar. Es ist, als ob er aus der Höhe spräche; eine eigenthümliche Ueberlegenheit und Rücksicht klingt leise durch. Die Antwort auf Rohdes Brief zeigt schon diese neue Weise; wer genau hinzuhört, hört durch alle Herzlichkeit doch einen Ton selbstbewußter Ironie. Niezsche erklärt dem Freunde kurz und bündig, das Buch sei fertig und zu einem guten Theil schon reingeschrieben gewesen, ehe er überhaupt Röes Bekanntschaft gemacht habe. „Dadurch erscheine ich Dir vielleicht noch fremdartiger, unbegreiflicher? Fühltest Du nur, was ich jetzt fühle, seitdem ich mein Lebensideal endlich aufgestellt habe, die frische, reine Höhenlust, die milde Wärme um mich, — Du würdest Dich sehr, sehr Deines Freundes freuen können. Und es kommt auch der Tag.“ Wirklich fand Rohde mit der Zeit sich besser in die Wandlung hinein; immer mehr erfaßte er die Souverainetät des Buches: „Du wohnst in Deinem eigenen Geist, wir Anderen aber hören solche Stimmen sonst nie, nicht gesprochen, nicht gedruckt: und so geht es mir, wie von je her, wenn ich mit Dir zusammen war, auch jetzt: ich werde für eine Zeit lang in einen höheren Rang erhoben, als ob ich geistig geandelt würde.“

Leider fehlen uns mehrere Briefe der späteren Korrespondenz. Man könnte an der Hand dieser verlorenen Dokumente den Finger auf eine Stelle nach der anderen legen, durch die sich das Fremdwerden offenbart. Denn fremder werden sich immer mehr die früher so innig Vertrauten, deren Gehirne und Herzen wie Geschwister gewesen waren. Aus dieser drückenden Empfindung heraus bittet Niezsche, Rohde wolle ihm doch etwas recht Persönliches schicken, damit er nicht immer nur den vergangenen Freund im Herzen habe, sondern auch „den gegenwärtigen und — was mehr ist — den werdenden und wollenden: ja, den werdenden! den Wollenden!“ Niezsche hat Das sicher nicht böse gemeint; aber der Hieb saß. Sofort entschuldigte

sich Rohde: es sei eben gerade der Fluch des Professorenthumes, sich als einen Seienden zu geben; er wisse sich kaum zu helfen vor Seminar- und Vorlesungsbürde; er verglich sich mit einem Dorfteich, der langsam mit Schimmel überwächst. Für Rohde war das „Werden“ vorbei. Er mußte froh sein, wenn er sich in seiner Wissenschaft auf dem Laufenden halten konnte. Der Universitätsgelehrte, der zugleich Forscher und Lehrer sein soll, hat viel zu thun, wenn er nicht Eins von den Beiden vernachlässigen will. Rohde hatte in Amt und Ehe eine reiche und tiefe Persönlichkeit mitgebracht, aber er entwickelte sich nicht mehr in dem Sinne, wie Nietzsche es ersehnte. Ihm mußte Nietzsches fortwährendes Werden, Wachsen, Überwinden unheimlich erscheinen. Die Briefe, die er ihm schrieb, zeigen die bewußte Absicht, einen Leidenden zu schonen. In den Briefen an Overbeck, Ribbeck und Andere, die man in dem Buch von Crusius nachlesen mag, klingt Alles um ein paar Nuancen schärfer, auch kühler. Ihm war Nietzsche ein lieber alter Freund neben lieben neugewonnenen Freunden. Er war Nietzsche der älteste, geliebteste Freund, „der“ Freund. Gerade von seinen Jugendfreunden wollte Nietzsche verstanden werden; er fühlte dunkel, daß sie ihn nicht mehr verstehen konnten, vielleicht auch nicht mehr begreifen wollten; mit der zarten Empfindlichkeit des Leidenden hörte er aus all dieser schonenden und herzlichen Rücksicht die tiefe, nicht wieder gut zu machende Entfremdung: „Mein alter, lieber Freund, ich weiß nicht, wie es zugeht: aber als ich Deinen letzten Brief las und namentlich, als ich das liebliche Kinderbild sah, da war mirs, als ob Du mir die Hand drücktest und mich dabei schwermüthig ansähest: schwermüthig, als ob Du sagen wolltest: ‚Wie ist es nur möglich, daß wir so wenig noch gemein haben und wie in verschiedenen Welten leben! Und einstmals . . .‘ Und so, Freund, geht es mit mit allen Menschen, die mir lieb sind: Alles ist vorbei, Vergangenheit, Schonung; man sieht sich noch, man redet, um nicht zu schweigen. Die Wahrheit aber spricht der Blick aus: und der sagt mir (ich höre es gut genug!): ‚Freund Nietzsche, Du bist nun ganz allein!‘ Ach, Freund, was für ein tolles, verschwiegenes Leben lebe ich! So allein, allein! So ohne ‚Kinder!‘“

Es war nur die traurige Bestätigung des längst Geahnten, als im Frühjahr 1886 die Freunde einander in Leipzig wieder sahen, zum ersten Mal seit zehn Jahren, zum letzten Mal fürs Leben. Rohde war in Leipzig in so viele Widerwärtigkeiten verwickelt worden, daß er wenige Wochen nach seinem Eintreffen einen Ruf nach Heidelberg annahm. So traf Nietzsche nicht den Jugendfreund, wie er ihn in immergrüner und verklärender Erinnerung gehegt hatte, sondern einen verdrießlichen und scheltenden Professor. Kein Gespräch wollte glücken. Kein gemeinsamer Grundton klang mehr. Jetzt wußten sie, wie fremd sie einander geworden waren. Zum äußeren Bruch kam es, als Rohde im Mai 1887 in einem Brief ein spöttisch-hoch-

müthiges Wort über Taine sich entschließen ließ. Niezsches Antwort war wie ein Pötschenhieb: „Wenn ich nur diese eine Aeußerung von Dir wüßte, ich würde Dich auf Grund des damit ausgedrückten Mangels an Instinkt und Tact verachten. Glücklicher Weise bist Du mir anderweitig ein bewiesener Mensch.“ Zwei Tage darauf kreuzten sich zwei Briefe. In dem einen bat Rohde wegen des Tones seines letzten Schreibens um Entschuldigung. Im anderen Niezsch den Freund wegen seiner harten Antwort. Aber es war doch das Ende. Ein halbes Jahr darauf sandte Niezsch an Rohde die „Genealogie der Moral.“ Der Brief schloß: „Wer wäre mir bisher auch nur mit einem Tausendstel von Leidenschaft und Leiden entgegengekommen! Hat Jrgendwer auch nur einen Schimmer von dem eigentlichen Grunde meines langen Siechthums errathen, über das ich vielleicht doch noch Herr geworden bin? Ich habe jetzt dreiundvierzig Jahre hinter mir und bin genau noch so allein, wie ich es als Kind gewesen bin.“ Rohde brachte es fertig, auf diese wie mit Blut geschriebenen Zeilen kühl und förmlich dankend auf einer Karte zu antworten. Er war wieder, wie vor einundzwanzig Jahren, „ein sehr gescheiter, aber trotziger und eigenünniger Kopf.“

So endete diese Freundschaft mit einer unwiderrücklichen Entfremdung. Aber wenn auch Rohde die persönlichen Beziehungen abgebrochen hatte, so hörte er doch nicht auf, an Niezsches weiterem Schaffen reges Interesse zu nehmen. Er erlebte den wachsenden Ruhm des Freundes. Wenn über den einst so Geliebten unehrerbietig geurtheilt wurde, brach er in mächtigem Ingrimm los. Darin hat er Niezsch auch nach dem Bruch Treue bewahrt.

Am siebenten Januar 1889 bekam er ein aus Turin datirtes Blatt Papier, mit einer kurzen Anrede; die wohlbekannte Schrift, aber unterzeichnet: Dionysos. Da Niezsches Geist sich unnachtete, trat noch einmal das geliebte Bild Rohdes vor die Seele des unglücklichen Mannes und er mußte das Billet als letzten rührenden Gruß dem Freunde senden. Als später Niezsches Schwester daran ging, den philologischen Nachlaß herauszugeben, war ihr Rohde, trotz vielen und drückenden Berufspflichten, der treueste Helfer. Er ordnete die langen, von Erinnerung schwer getränkten Briefe, die er in zwei Jahrzehnten von Niezsch empfangen hatte; wehmüthig sah er seine eigenen wieder und ließ sie mit verhaltenen Thränen durch die Hände gleiten. Einen einzigen wollte er verbrennen: den, der ihm einst in böser Stunde durch ein unbedachtes Wort den Freund geraubt hatte. Als ein paar Jahre darauf Erwin Rohde sich zum Sterben legte und die Kunde ins Niezsch-Archiv kam, theilte die Schwester sie dem Kranken mit: „Er sah mich lange mit großen, traurigen Augen an: ‚Rohde tot? Ach!‘ sagte er leise; dann wandte er schweigend das Haupt; und eine große Thräne rollte langsam über seine schmale Wange herab.“

Das Verhältniß Niebysches zu Rohde ist eins der schönsten und bedeutsamsten Kapitel der neueren Geistesgeschichte. Der Konflikt vertieft sich aus dem Persönlichen ins Typische. Er wird zum Antagonismus zwischen dem hochbegabten und gemüthvollen Fachmenschen und dem Philosophen. Dem Einen ist die Philosophie ein Jugenderlebniß voll feinen Duftes, dem Anderen Inhalt des ganzen Lebens, das Leben selbst. Man kann beobachten, wie Rohdes philosophisches Interesse abbrüskelt; er ist der typische Akademiker, der sich mit Arbeit betäubt und dem sein Beruf zum Horizont wird. Es ist ein Glücksfall, daß zwei so bedeutende Vertreter dieses Gegensatzes vor uns stehen. Daß Beide ihr Gegensätzliches verkannten, zu versöhnen suchten, wo es nichts zu versöhnen gab: Das ist das Tragische und Ergreifende.

München.

Dr. Josef Hofmiller.



Das Laster der Persönlichkeit.

Persönlichkeit: das Wort ist Fanfare geworden. Ein Philister scheint Jeder, den der Klang nicht berauscht, und ein Frevler, der ihn zu lästern wagt. Aber es wäre wahrlich nicht das erste Mal, daß Fanfaren zu einer schlechten Sache riefen; und wenn wir sehen, daß es hier einer fast ruchlos schlechten Sache entgegengeht, dann wollen wir uns nicht bang machen lassen vor der Frevlerschande und die Fanfare unterbrechen.

Der Klassiker des Kultes der Persönlichkeit ist der Philosoph Max Stirner. In seinem Werk „Der Einzige und sein Eigenthum“ hat er dem Kult Methode gegeben und die ersten einleitenden Sätze dieses Werkes sind vielleicht die kürzeste Formel des ganzen Systemes: „Was soll nicht Alles meine Sache sein! Vor Allem die gute Sache, dann die Sache Gottes, die Sache der Menschheit, der Wahrheit, der Freiheit, der Humanität, der Gerechtigkeit; ferner die Sache meines Volkes, meines Fürsten, meines Vaterlandes; endlich gar die Sache des Geistes und tausend andere Sachen. Nur meine Sache soll niemals meine Sache sein... Aber meine Sache ist weder das Göttliche noch das Menschliche, ist nicht das Wahre, Gute, Rechte, Freie u. s. w., sondern allein das Meinige; und das ist keine allgemeine, sondern ist — einzig, wie ich einzig bin. Mir geht nichts über mich.“ Nun mag es ja sehr schmeichelhaft sein, ein Ich mit solcher Sicherheit in den Mittelpunkt der Schöpfung zu rücken. Wenn man aber so gute Ein-

wände wie Stirner gegen unsagbare Allgemeinheiten, wie „Menschheit“, vorzubringen weiß, so kann man sich doch nicht wundern, wenn ein Leser endlich einmal fragt: Welches Ich spricht hier? Das Ich im Allgemeinen, das Ich an sich ist doch schließlich nicht konkreter als die Menschheit, der Staat, die Familie an sich. Welches Ich also redet in diesem schrillen Ton über Ideen, die lange Jahrtausende auf unserem Planeten lebend waren und an ihm forsteten? Stirners Buch bleibt uns die Antwort schuldig. Erst lange nach dem Tode des Persönlichkeitsphilosophen wurde sie uns in der sorgfamen und ausführlichen Stirnerbiographie von Mackay. Es war eine arge Enttäuschung. Der Einzige als eine trockene, dürre, seelenlose Schulmeisternatur von beschränktestem Horizont: Das war freilich ein Naturell, dessen Blick die Sache der Menschheit oder der Humanität, eines Volkes oder einer Heimath nicht umspannen konnte. Ein solches Naturell mußte allerdings bei seiner Sache bleiben und alles Andere ihr opfern.

Der bedingungslose Persönlichkeitskult als ein Mangel an Weitblick, als eine Art geistiger und seelischer Augenkrankheit: Das ist die Diagnose, die wir dem stärksten Buch dieser Lehre stellen müssen. Wenn wir aber die selben, ja, schlimmere Beobachtungen wie bei Stirner bei all den kleinen Ichlein machen, die uns im Leben draußen über den Weg laufen: ist es dann nicht an der Zeit, daß wir ein Wenig „alte Werthe umwerthen“?

In der Form der Polemik gegen den Staat hat der Persönlichkeitsfanatismus heute seinen kräftigsten Ausdruck gefunden. Der letzte Handarbeiter weiß uns umständlich zu erzählen, wie brutal der Staat oft in der Abkennung persönlicher Rechte verfähre. Was aber alle Handarbeiter und all ihre geistigen Souffleure nicht verstehen, ist: daß der Staat die Entpersönlichten in einen großen Organismus zusammengebracht hat und daß dieser Organismus Größeres und Stolzeres geleistet hat, als die Summe der von ihm beherrschten Menschen ohne Einbuße an ihren unterschiedlichen Ichs jemals geleistet hätte. Man lasse in einem Volke die Persönlichkeiten wuchern, wie sie gerade mögen: was ist die Folge? Ein ungeheures Kuriositätenkabinet wird sich ausbilden, Millionen von Eigenbröttern wimmeln durcheinander. Höchst interessant im Einzelnen, höchst spaßhaft und an Abwechslung reich. Aber was wollen diese Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten am Ende bedeuten! Mit welchem kläglichen Nugeseffekt wird da schließlich gearbeitet! Sind es wirklich die den Einzelpersönlichkeiten feindlichen Organismen, die die tollste Verschwendung mit Menschen theilen? Und sollte Das wirklich eines himmlischen Sternes letzte Metamorphose sein, daß es in seinen Bändern ausleht wie in Kinderstuben, wo jeder Zweitälchsch nach sich in einem Eckchen aus altem Gerümpel sein Zimnerchen zusammenbaut?

Die Persönlichkeit anarchisirt; je mehr wir sie schalten lassen, um

so mehr schaffen wir einander paralysirende, einander entwerthende Kläfte. Machen wir die Probe aufs Exempel am Beispiel der Kunst, der menschlichen Bethätigung, in der das Persönliche den höchsten Werth behaupten soll. Da ist denn zunächst auffallend, wie wenig Genialisches im rein persönlichen Sinn die Geschichte der Baukunst aufweist. Was ist Persönliches am Griechentempel oder am gothischen Dom? Namen werden hin und wieder genannt; aber die Männer dahinter sind nur Repräsentanten, gewissenhafte Verwalter, ehrliche Makler oder wie man's nennen will. Selbst ein Werk wie der Sankt Peter in Rom: wer seine Geschichte kennt von Bramante bis Bernini, ja, schon von Brunelleschi (Kuppelbau), Der wird den Namen Michelangelo nicht allzu stark unterstreichen. Und verfolgt man gar im Einzelnen das langsame Hinübergleiten der Renaissance zum Barock (Wölfflins „Renaissance und Barock“ giebt die Gelegenheit), so kann man bei Michelangelo nur bewundern, mit welcher Kraft er seine Persönlichkeit gezwungen hat, um die ganze Gewalt seines Genies der Sache zu weihen.

Das Gegenbeispiel: die moderne Malerei. Da ist kein Maler noch so klein, er möchte gern persönlich sein. Wir kennen sie zur Genüge, die Kuriositätenkabinete, die so entstanden, die Jahrmärktbuden der Kunstausstellungen, wo sie sich heiser schreien in Farben, um nur auf Augenblicke die Kirmeßbummler zu fesseln. Und das Ende? Daß die Persönlichsten unter den Persönlichen sich schließlich mit Farbe und Leinwand einer so durchaus unpersönlichen, aber durch treue Ueberlieferung grandiosen Art verschreiben wie der japanischen oder auch einer nicht minder unpersönlichen, nur noch zu jung unsteten, wie der der pariser Ateliers. In der gepriesenen Renaissance waren die Maler nicht so erpicht auf Originalität; aber ihr selbstlos langsame Schaffen, das sich tausendfach am gleichen sujet versuchte, hat es zu einem Lixian gebracht.

Zwei weitere Beispiele. Die pathetischen Redner an der Jahrhundertwende haben mit viel schönen Reden das neunzehnte Säkulum gepriesen ob seiner beispiellosen Erfolge erstens in den exakten Wissenschaften und zweitens in der Technik. Sie hatten Recht; aber nicht Recht hatten sie, wenn sie zur Erklärung der Erfolge einige glänzende Namen in ein glänzendes Licht rückten. Vor einiger Zeit erschien ein interessantes Buch, das den wahren Grund aller Erfolge klar darlegte. Das Buch war betitelt „Vorreden zu klassischen Werken der Mechanik.“ Gar mancher Neugierige mag danach gegriffen haben, in der sicheren Erwartung, endlich einmal diese trockenen Gelehrten und Techniker „persönlicher“ kennen zu lernen. In der Vorrede darf der Autor sich ja persönlich geben, darf vor den Vorhang treten und man verzeiht es selbst, wenn die Rede etwas stark gefärbt ist von Selbstgefälligkeit, etwa wie das Wort des Schöpfungepilozes: „Und er sah Alles, was er

gemacht hatte, und siehe da: es war gut.“ Terlei Dinge also mochte man in einem Sammelband von Vortreden erwarten. Und was boten die Vortreden der Mechaniker in Wirklichkeit? Nicht Einer unter ihnen, der „persönlich“ war. Streng sachliche Berichte, kurze Zusammenfassungen der Bücher. Im Augenblick der persönlichen Vorstellung hatten all diese Männer nur den einen Wunsch, noch einmal ganz klar, ganz scharf und krapp zu sagen, um was es sich handelte. Man hat sich wohl öfter als stummer Zuschauer so seine Gedanken gemacht, auf welche Weise Wunderwerke wie unsere elektrischen Centralen entstehen konnten. Diese so ganz und gar unpersönlichen Vorträge der Mechaniker gaben eine Antwort. So widersinnig es scheinen mag: vor diesen Unpersönlichen empfand man das Bedürfnis nach Heroenkult.

Seit Friedrich Nietzsche seine unglückselige Theorie von der Minderwertigkeit aller Herdentriebe und Herdeninstinkte aufstellte, haben die Vielzweigen nach der Methode jener alten Gauner, die am Lautesten brüllten: „Haliet den Dieb!“, immer neues Material angehäuft zur Diskreditirung einer der mächtigsten, elementarsten Naturerscheinungen. Wollten die Vielzweigen sich die Mühe geben, das große Buch der Naturgeschichte und Naturentwicklung gewissenhaft zu lesen, so würden sie die überraschende Entdeckung machen, daß die thierischen Arten hienieden nie Größeres leisteten, als wenn sie sich willig der Macht eines Herdentriebes hingaben; das Leben der Einzelwesen mußte aufgehen in diesen einen Trieb, der so über die einzelnen Gattungswesen, ja, über die ganze Art hinausgreifen konnte. Und ferner: wenn an diesem Erdorganismus ein Artenorgan verkümmern sollte, so zeigte das beginnende Erlöschen des Stammes sich an in starken Individualisierungsgeboten. Diese Lösung von dem kräftigenden Herdentrieb ist wie eine Loderung von der allein belebenden Kraft des Sternes (auf Einzelheiten kann ich mich hier nicht einlassen; bei anderer Gelegenheit habe ich sie bereits zusammengestellt).

Eine mächtige Bewegung geht wieder einmal dahin über den räthselvollen Erdenstern, ein Wille zur Metamorphose. Sie nennen ihn Imperialismus. Die Länder, in denen er wirklich gedeiht, nehmen ein anderes Gesicht an; ein neuer Stern wird hier aus der alten Erde herausgemeißelt. Ist die menschengewordene Planetenkraft, die sich dem deutschen Boden anpaßte, noch frisch genug, hier mitzuschaffen? Haben wir noch Entschlossenheit genug, mit der ganzen Rücksichtslosigkeit, die dazu nöthig ist, das Laster der Persönlichkeit zu unterdrücken?

Wilmerödorf.

Willy Pastor.



Jerusalem.

Nach habe den zweiten Theil von „Jerusalem“ (von der schwedischen Dichterin Selma Lagerlöf) zweimal gelesen; beim zweiten Mal mit fast noch intensiverem Genuß als beim ersten. Daß solche Bücher geschrieben werden, ist eine Wohlthat für den Kulturmenschen. Der erste Theil — ein Werk für sich — ist schon vor einigen Jahren erschienen. Neben dem zweiten Theil verblaßt der erste einigermaßen, obwohl auch er von ergreifender Innerlichkeit ist. Nirgendß eine Anlehnung, nur Ureigenes.

In ein abgelegenes darselarlisches Dorf kommt nach langer Abwesenheit ein religiös fanatisirter Landsmann zurück, ein Erwecker, der sich in Amerika der Sekte der Gordonisten angeschlossen hat und mit ihr nach Jerusalem ausgewandert ist. Wie ein neuer Rattenfänger, der es aber auf die Geister abgesehen hat, lockt er mit heiligen Klängen die Kindermenschen weg von Heimath und Arbeit, — hin zu dem fernen, geheimnißreichen Wunderlande, dem wirklichen und dem himmlischen Jerusalem.

Dieser erste Theil erinnerte mich sofort an „Jörn Uhl.“ Beider Bücher Inhalt ist die innere und äußere Geschichte der Bauernhöfe ihrer Heimath. Hier wie dort stehen alte, stolze Bauerngeschlechter, gewissermaßen königliche Bauern von Gottes Gnaden im Vordergrund, bei Frenssens die Uhl's, bei Selma Lagerlöf die Ingmarsöhne auf dem Ingmarhof. Gleichartiges bieten auch die Begebenheiten. In beiden Romanen stehen die bäuerlichen Aristokraten vor ihrem Ruin und ein Schimmer nachdenklicher Weisheit adelt Jörn wie Ingmar. Die seelenvolleren Betonungen aber und den tieferen Sinn findet die Dichterin. Wenn Ingmar sein geliebtes Mädchen aufgibt, um durch eine reiche Heirath sich den Hof zu erhalten, so liegen ihm dabei gemeine Motive — Besitzesgier etwa — fern. Was geschieht, ist ein Opfer, das er der Größe seines Geschlechtes, das er in starkem Pflichtgefühl seinen Ahnen und Enkeln bringen zu müssen glaubt: wie ja auch Könige, von hohem Pflichtgefühl geleitet, unerwünschte Verbindungen schließen. Hier wie dort sind die Bauern mit ihrem Boden verwachsen, unentwurzeltbar. Und diese Bodenliebe scheint fast ein Naturtrieb, wie die Liebe der Mutter zum Kinde; nur ist es hier umgekehrt: die Liebe des Kindes, des erwachsenen, zur Mutter Erde.

Bei Frenssens Menschen könnte man auch an Rodins Skulpturen denken, die sich aus dem Marmor kaum erst herausgewunden haben. So fehlt Frenssens Bauern — weil sie zu tief noch im Heimathboden stecken geblieben sind — die Ganzheit der Persönlichkeit. Er begnügt sich wohl auch mit der Erscheinungswelt; Selma Lagerlöf dringt in das innerste Sein der Menschenseelen.

Wir scheint, „Jörn Uhl“ lese sich wie das Tagebuch eines alles Menschliche verstehenden edlen Seelsorgers, der, warmen Gemüthes und hellen Kopfes, über die Felder und Wiesen seines Dorfes gemächlich gewandert ist. Was er sah und hörte, hat er notirt. Den Naturtönen hat er gelauscht. Mit Bauern und Knechten plaudernd, ist er stehen geblieben. Und im Winter sitzt er an den bäuerlichen Herden und horcht auf die Geschichten, die da erzählt werden. Er zeichnet gut, fein, kernig. Sie malt mit unvergleichlicher Farbenpracht. Er sieht, sie schaut.

Das religiöse Element in Jörn Uhl ist von herkömmlicher Art, ohne feelische Ergriffenheit. Kehrt er den Geistlichen heraus, so sagt er wohl auch Trivialitäten. Seine Bauern hören des Pastors Stimme. Die Darlekarlier der Selma Lagerlöf hören Gottes Stimme.

Der zweite Theil von „Jerusalem“, ist die Geschichte der erweckten Darlekarlier in Jerusalem. Sie gehören der Sekte der Gordonisten an, die außerhalb der Stadt ein schönes und großes Kolonistenhaus bewohnen. Das Werk ist ein Ausschnitt aus der Geschichte der Menschheit, mit dem seherischen Auge einer begnadeten Dichterin erfasst und in Bildern und Szenen dargestellt, deren plastische Kraft und Farbengluth schier unerreichbar ist. Ein großer, tragischer, weltgeschichtlicher Zug geht durch das machtvolle Buch. Choräle brausen hindurch, Geisterstimmen lassen sich vernehmen.

In ihren Charakterschilderungen vereinigt sie Erinnerung und plastische Vollendung des Gestaltens. Ihre Menschen haben ein weniger individuelles als typisches Gepräge. Es ist die Psyche einer Klasse, eines Landstriches, es ist die Volksseele, die sich ihr offenbart. Ich war nie in Schweden, nie in Darlekarlien. Nun aber war ich in Darlekarlien; nun kenne ich diese Leute. Ich kenne sie als festgesägte Menschen, wie aus Edelbronze geformt; diese Bauern, die zugleich bescheiden und stolz sind, karg, mit verborgenen Schätzen im Innersten. Schwiegende oder Einsilbige, die gern nur reden, wenn drängende Seelenströmungen ihnen die Zunge lösen, wie etwa ein starker Wind den Duft, der in einer Pflanze ruht, erst entbindet.

Jerusalem! Ich war niemals in Jerusalem. Nun aber war ich in Jerusalem. Unauslöschlich hat die Dichterin das Bild Jerusalems mir in die Seele geprägt. Zwar zeichnet sie das Jerusalem der Gegenwart, aber die Gegenwart überspannt sie mit den breiten, leuchtenden Schatten der Vergangenheit. Sie zeigt das Jerusalem, das uns das Herz schwer macht mit der düster gewaltigen Tragik vergangener Jahrhunderte. Wir sehen das heilige Jerusalem, dessen Boden noch erschauert von jden Wundern und Mysterien des Gottessohnes. Wir athmen die Seele von Jerusalem, sein geheimnißvolles Weben in heißen Augustnächten. Wir erleben die Verzürrungen der Erweckten, die abergläubige mohammedanische Unkultur, die sittliche Noth, die

verleumderischen Zettelungen der religiösen Sekten gegen einander. Wir erleben das Jerusalem, das wahnsinnig macht, und das Jerusalem, das tötet.

Ich habe den Eindruck, als würde ich nun, da ich alle Wege und Stege, die Jesus gewandelt, wie aus eigener Anschauung kenne, die Bibel mit lebendigerem Interesse lesen als früher.

Die Enghheit und Beschränktheit der religiösen Anschauung dieser Bauern, die der Satan noch schreckt, berührt uns weder antipathisch noch gewinnt sie uns ein Lächeln ab: sie zwingt uns in ihren Bann; wie ja auch alte Heiligenbilder — mag ihre Technik von primitiver Unbehilflichkeit sein — durch ihre innere Beklärtheit und Innigkeit fromme Sehnsucht in uns wecken. Aus der inbrünstigen Hingebung an Gott leuchtet ästhetischer Glanz und erhabene Wahrheit, Gefühlswahrheit; denn diese konzentrierte Glaubenskraft läutert hinauf zum himmlischen Jerusalem.

Selma Lagerlöf ist keine spezifisch skandinavische Dichterin. Das taucherartige Hinabgleiten in die dunkelsten Abgründe der Menschenbrust, die Jagd nach psychischen nouveautés, das grüblerische Belauern der eigenen Seele ist nicht ihre Sache. Sie ist klar, einfach, tief, ein immer quellender Brunnen lebendiger Kraft und Schönheit. Ihre Tiefe aber ist wie eine angeborene, nicht wie das Resultat starker Gehirnarbeit oder wissenschaftlicher Erkenntnisse.

Bilder und Szenen von unvergleichlicher Großartigkeit und gluthooller Pracht bietet das Werk. Aber selbst ihrer stärksten Quelle ist tiefster Seelengrund. Manchmal sind es Hymnen, die sich bis zu einem Hosannah in der Höhe aufschwingen, manchmal Elegien, roth von Herzblut oder getragen von stiller Sabbathfeier.

Ein häßler pathetisches Gemälde ist der irrsinnige Bäger, der, die Dornenkrone auf dem Haupt, Tag vor Tag das schwere Kreuz durch Thäler, über Berge, durch Weingärten und Olivenhaine schleppt, immer in Schauern der Angst spähend, Den suchend, der es statt seiner tragen soll. Und als die Schweden in Jaffa ans Land steigen, ist das Erste, was sie erblicken: der Bäger mit der Dornenkrone und dem Kreuz, — ein Symbol, das sie bis ins Mark erschüttert.

Da ist Gunhild, eine Schwedin, die am Sonnenstich stirbt; auch an dem Brief des Vaters, in dem geschrieben steht, daß die Mutter gestorben ist, „weil sie in der Missionzeitung las, daß Ihr da draußen in Jerusalem ein schlechtes Leben führt.“ Und sie schreitet durch den fürchterlich weißen Sonnenschein, der hinter dem Augen hindrang und im Gehirn brannte, und sie spricht vor sich hin: Wenn ich nur sterben dürfte! Wenn ich nur sterben dürfte!“ Und sie sieht die Sonne, eine große, blauweiße Flamme, wie einen glänzenden Bogen über sich, der Pfeile auf sie abschießt. Scharfes

Feuer regnet auf sie herab; und nicht nur vom Himmel. Alles um sie her funkelt und gleißt und sticht sie in die Augen. Sie hat in einem Gewölbe kühlen Schatten gefunden. Sie fängt an, sich zu erholen. Da fühlt sie den Brief. Und nun glaubt sie, daß es Gottes Absicht ist, sie vom Leben zu befreien. Und da geht sie ganz ruhig wieder in den Sonnenschein hinaus, als ginge sie mitten durch eine Kirche. Und wieder funkelt und leuchtet Alles auf der Erde um sie her und die Sonne fährt fausend auf sie los, wie ein scharfer Funke, — und sticht sie in den Nacken.

Ein anderes Bild ist die ekstatisch visionäre Frommheit der Schwedin Gertrud, die täglich bei Morgengrauen auf den Delberg wandert, um die Erste zu sein, die Christus schaut, wenn er, zur Erde wiederkehrend, auf den Flügeln der Morgenröthe niedersteigt.

Einer der Schweden ist schon todkrank, halb bewusstlos, in Jaffa ausgespiff worden. Als er auf dem Gipfel des Bergrückens Jerusalem erblickt, ist die Sonne im Untergehen und in rother und goldener Bluth erstrahlt die Stadt Gottes da oben. Und er meint, der Glanz gehe von den Mauern aus, die wie helles Gold schimmern, und von den Thürmen, die mit Platten aus Kristall gedeckt seien. Als er dann im Kolonistenhaus hoffnungslos krank liegt, kommt Verzweiflung über ihn, daß er niemals das Jerusalem mit der goldglänzenden Mauer und den leuchtenden Thürmen, die Gottes Stadt bewachen, sehen soll. Da erbarmen sich die Schweden seiner und eines Abends tragen sie ihn auf einer Bahre nach Jerusalem hinaus. Und er sieht die graubraunen Mauern, die häßlichen grauen Häusermassen, er sieht entsetzt die verstümmelten Ausfägigen und die zahllosen abgemagerten schmutzigen Hunde auf Misthaufen. Er athmet schwüle Luft und ekelhaften Gestank. Und er trauert. Wie konnten seine Freunde nur so schlecht sein, ihm diesen armsüßig elenden Ort als Jerusalem vorzutauschen! Und er wollte doch das wahre Jerusalem sehen mit den goldenen Gassen, in denen die Heiligen in weißseidenen Gewändern mit Palmen in den Händen wandeln. Und sie zeigen ihm die über dem Heiligen Grabe und Golgatha zwischen Häusern eingeklemmte Grabeskirche. Das soll ein Gotteshaus sein? Er will nicht glauben. Und als er jenseits der Mauern die verbrannten, unfruchtbaren, mit Schutt und Rehricht bedeckten Felder erblickt, schließt er müde die Augen. Und da er sie noch einmal aufschlägt, glänzt weit draußen ein Wasserspiegel und jenseits davon erhebt sich ein Berg, der in schimmerndem, mit lichtem Gold überslutetem Blau erstrahlt, so schön, so licht, so durchsichtig, daß er nicht mehr der Erde anzugehören scheint. Von Entzücken gepackt, erhebt der Leidende sich von der Bahre, um dieser fernen Erscheinung entgegenzueilen, — und sinkt bewusstlos zurück.

Die schwedischen Kolonisten, von Fieber und Heimweh verzehrt, sehen dem Tod ins Auge. In liebender Barmherzigkeit will die Gemeinde sie in

die Heimath zurückzuschicken. Nein: sie wollen der Gefahr nicht entfliehen; sie fühlen sich den alten Märtyrern verwandt, die da starben, wenn sie glaubten. Und Karin, die alte Ingmarstochter, spricht: „Gottes Stimme hat uns berufen, hierher nach Jerusalem zu ziehen. Hat nun Jemand Gottes Stimme gehört, die befohlen hätte, daß wir von hier wegziehen sollen?“

Zu den ergreifendsten Szenen gehört Ingmars Ankunft in Jerusalem. Gewissensnoth hat ihn hingetrieben. Sachts und zaghaft öffnet er die Thür und tritt in den Saal der Kolonisten, die eben Gottesdienst halten. Als die Landsleute ihn sehen, erheben sie sich von ihren Sitzen und singen stehend weiter. Kein Lächeln erhellt ihre Züge: doch der Gesang wird plötzlich lauter, der Ton wächst zu kraftvollem Jubel, zu einem Jauchzen wie nie vorher: und Alle singen, ohne es selbst zu merken, schwedischen Text.

In die Romane der Lagerlöf spielen mitunter mythische Elemente hinein. Okkulte Kräfte regen sich. Sie fügen sich aber so völlig dem Gesamtbild ein, scheinen sich so aus der Situation zu ergeben, daß sie beinahe wie ein natürliches Geschehen wirken, ohne darum an Stimmungzauber zu verlieren. Die telepathische Mittheilung von einer großen Gefahr, die den Gordonisten droht, diese Verkündung, die Mrs. Gordon in einer Mondscheinnacht empfängt, ist bei aller Schlichtheit und klaren, fast silberhellen Durchsichtigkeit der Erzählung in einen magischen Duft getaucht und berührt uns wie ein Klingen aus mythischen Tiefen.

In den Büchern, die ich von Selma Lagerlöf kenne, fehlt eins: die Zukunft, ich meine die Ideenantizipation der Zukunft, das ahnungsvolle Schauen Dessen, was sein wird. Keine der Geistesbewegungen und Erregungen, die unsere Zeit charakterisiren, klingt bei ihr an. Sie hat nicht die lechzende Sehnsucht moderner flügelstarker Seelen, ihrem Ich, alte Tafeln zerbrechend, neue geistige Welten zu erobern. Bis zu den Morgenröthen auf hohen Gipfeln reicht ihre Blickscharfe nicht. Sie ist mehr Dichterin als Denkerin. Vom Genie fehlt ihr der prophetische Zug.

Um nichts zu verschweigen, will ich zugestehen, daß sie sogar manchmal langweilig sein kann; solche Stellen verschwinden in der Fülle ihrer Gesichte; auch nicht verschweigen, daß mir nicht immer gefällt, wie ihre Romane schließen. Diese Schlüsse stehen nicht auf der Höhe der Originalität ihrer Werke, haben zuweilen sogar einen kleinen Stich ins Philisterhafte. Trotz Alledem: aber: Soll ich einer Dichterin unserer Zeit die Palme reichen, so bist Du es, Selma Lagerlöf, die so entzückend zu fabuliren versteht, Du jungfräulich Keine, Du des himmlischen Jerusalems Theilhaftige.

Möchte Selma Lagerlöf noch viel schreiben! Denn noch viel möchte ich von ihr lesen.

Hedwig Dohm.



Die Reform des Aufsichtsrathes.

Nach Sombarts Buch über die „Deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert“ besaß Deutschland um die Jahrhundertwende ungefähr 5500 Aktiengesellschaften mit einem Kapital von zusammen etwa 9 Milliarden Mark. Bedenkt man obendrein, daß dabei die von Aktiengesellschaften ausgegebenen Obligationen noch nicht berücksichtigt sind, so kann man sich eine Vorstellung von der Bedeutung des verhältnißmäßig noch jungen Aktienwesens für die Volkswirtschaft machen. Mit vollem Recht hat daher die Gesetzgebung gerade auf diesem Gebiet immer wieder Ordnung zu schaffen versucht; aber die Bemühungen, die gefährdeten Interessen zu schützen, sind leider noch weit von ihrem Ziel entfernt.

Zu den rascher Besserung bedürftigsten Gebieten des Aktienrechtes gehört das Aufsichtsrathswesen. Das hat Allen, die noch zweifelten, die Wirtschaftskrisis der letzten Jahre bewiesen. Nur über die Wahl des Weges hat man sich noch nicht zu einigen vermocht. Nach meiner Meinung muß jede gesetzgeberische Thätigkeit, die das Aufsichtsrathswesen reformiren will, in erster Linie die Aufgaben des Aufsichtsrathes als Kontrolorganes neu regeln. Das hat in der „Zeitschrift für das gesammte Handelsrecht“ (Band 53) auch der bonner Dozent Dr. Stier-Somlo in einem lesenswerthen Aufsatz gefordert. Unser Handelsgesetzbuch überträgt zwar dem Aufsichtsrath die Ueberwachung der Geschäftsführung des Vorstandes, behandelt ihn aber dabei als ein Gesellschaftsorgan, das regelmäßig nur als Kollegium thätig wird; die Kontrolbefugnisse stehen nur dem Kollegium als solchem zu, nicht dem einzelnen Mitgliede des Aufsichtsrathes, wenn dieses Mitglied nicht etwa ausdrücklich vom Kollegium dazu beauftragt ist. Der Apparat einer kollegialen Ueberwachung ist aber zu schwerfällig. In Aufsichtsrathssitzungen kann man nicht einen Geschäftsbetrieb überwachen. Das ist nur möglich bei dauerndem Verkehr der einzelnen Aufsichtsrathsmitglieder mit dem Vorstand. Viele Erfahrungen aus den letzten Jahren haben mir bestätigt, daß, wo nach dem Zusammenbruch von Aktiengesellschaften Ansprüche gegen Aufsichtsrathsmitglieder erhoben worden sind, meist der Vorsitzende einen erheblichen Theil der Schuld trug. In fast jedem Aufsichtsrathskollegium hat er die überragende Stellung; ist er eifrig und tüchtig, so erfüllt der Aufsichtsrath seine Pflichten; ist er lässig, versammelt er insbesondere den Aufsichtsrath nur selten, so ist sein Verhalten meist typisch für das ganze Kollegium. Das einzelne Mitglied kann ja nur schwer gegen eine Indolenz des Vorsitzenden ankämpfen. Aus eigenem Antrieb aber zum

Vorstand zu gehen, Aufklärungen zu verlangen, Bücher einzusehen: dazu ist das einzelne Aufsichtsrathsmitglied weder verpflichtet noch berechtigt; der Vorstand könnte es sogar mit der Erklärung abspesen, er sei nur dem Kollegium oder einem von diesem ausdrücklich beauftragten Mitgliede Rechenschaft schuldig. Thatsächlich haben auch in vielen gegen Aufsichtsrathsmitglieder geführten Regressprozessen die Beklagten sich darauf berufen — fast jede Vertheidigung gipfelte hierin —, sie hätten ihre Pflichten erfüllt, seien auf Einladung des Vorsitzenden stets zu den Aufsichtsrathssitzungen erschienen, zu einer darüber hinausgehenden Kontrollthätigkeit aber, beim besten Willen, nicht befugt gewesen. Hier muß der Gesetzgeber also eingreifen. Heute ist der Aufsichtsrath oft, besonders wenn dem Vorsitzenden das rechte Interesse fehlt, nur eine Puppe. Das einzelne Aufsichtsrathsmitglied muß nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht haben, nach eigenem Ermessen die Geschäftsführung der Gesellschaft zu überwachen: nur dann wird der Einzelne sich seiner Verantwortlichkeit bewußt werden. Gegen diesen Vorschlag darf man nicht einwenden, daß es oft bedenklich sei, dem Einzelnen Geschäftsgeheimnisse anzuvertrauen: man wähle eben in den Aufsichtsrath nur Personen, von denen Judiskretionen nicht zu fürchten sind. Daneben aber könnten Aufsichtsrathsdelegirte für die verschiedenen Gruppen der gesellschaftlichen Thätigkeit geschaffen werden.

Nicht minder wichtig wäre es, für die Vertretung der Minorität im Aufsichtsrath zu sorgen. In dieser Beziehung bin ich anderer Meinung als Stier-Somlo, der die Frage als noch nicht sprachreif bezeichnet. Ich halte eine Bestimmung für möglich, wonach der Besitz eines gewissen Theiles des Grundkapitals das Recht verleiht, auch gegen den Willen der Mehrheit eine Stelle im Aufsichtsrath zu besetzen. Ein solches Recht könnte natürlich mißbraucht werden: die Konkurienz könnte es, zum Beispiel, benutzen, um sich in den Aufsichtsrath zu drängen. Doch solcher Mißbrauch ließe sich vermeiden, wenn die Höhe des erforderlichen Aktienbesitzes richtig festgesetzt und für Streitfälle gerichtliche Entscheidung vorgeschrieben würde. Jedenfalls wäre dieses Minderheitsrecht nur eine logische Weiterbildung der schon bestehenden Minderheitsbefugnisse: Minoritätsklage, Einberufung von Generalversammlungen und Anfechtung von Gegenständen der Tagesordnung, Bestellung von Revisoren auf Antrag der Minorität.

Diese beiden Reformvorschläge scheinen mir wichtiger als alle anderen. Für undiskutirbar halte ich, mit Stier-Somlo, alle Bestrebungen, die den Aufsichtsrath in seiner jetzigen Form überhaupt abschaffen und die Ueberwachung der Aktiengesellschaften unmittelbar dem Staat übertragen wollen. Die unvermeidliche Folge dieser Maßregel wäre eine bürokratische Bevormundung; und Schlimmeres könnte dem Aktienrecht nicht widerfahren. Stier-Somlo wünscht, daß den Vorstandsmitgliedern nah Verwandte von

der Wahl in den Aufsichtsrath gesetzlich ausgeschlossen werden und daß einem Aufsichtsrath nie mehr als zwei unter einander verwandte Personen angehören dürfen. Ich kann mir diesen Wunsch nicht aneignen. Gewiß sind die Uebelstände nicht zu verkennen, die aus dem bei manchen Aktiengesellschaften herrschenden Vettern- und Sippenwesen herrühren; die Menschen aber, nicht die Gesetze schaffen die Verhältnisse und es ist ein Irrthum, zu glauben, jeder Mißstand sei durch ein Gesetz leicht zu beseitigen. Das Protektionssystem, das man vernichten möchte, ist ohnehin nicht auf Verwandtschaftsgrade beschränkt; gefährlicher ist es gerade da, wo nicht Verwandtschaft, sondern die Gemeinschaft persönlicher Interessen, die denen der übrigen Aktionäre oft entgegengesetzt sind, den Untergrund bilden. Ich denke an Fälle wie die, wo X im Aufsichtsrath der Gesellschaft sitzt, deren Vorstand Y ist. — der selbe Y, der wieder im Aufsichtsrath der Gesellschaft sitzt, deren Direktor X ist, wo also eine Art Versicherung auf Gegenseitigkeit besteht. Solche Fälle sollten, weil sie eine Kollusion erleichtern, verboten werden. Eine gesetzliche Regelung der von Stier-Somlo vorgeschlagenen Art würde oft zu den größten Härten führen. Ein in der Praxis sehr häufig vorkommender Fall ist der, daß ein Vorstandsmitglied, etwa der Vorbesitzer eines in die Form der Aktiengesellschaft umgewandelten Fabrikunternehmens, sich entlasten will und deshalb sein Vorstandsamt niederlegt; man wählt den von ihm vorgebildeten Sohn, der seinem ganzen Erziehungsgang nach verspricht, das Unternehmen in den Bahnen des Vaters fortzuführen, in den Vorstand, möchte aber auch den werthvollen Rath des mit der Gesellschaft seit Jahren eng verknüpften Vaters nicht entbehren; das einfachste Mittel zu diesem Zweck ist, daß man den Vater, sobald ihm als Vorstandsmitglied bis zum Schlusse seiner Direktorialthätigkeit Entlastung ertheilt ist, in den Aufsichtsrath wählt. Es wäre ein Fehler, diese Möglichkeit abzuschneiden. Oft, besonders bei Aktiengesellschaften, deren Aktien zum größten Theil noch im Besitze der Familie des Vorbesitzers sind, ist auch gar nicht zu vermeiden, daß mehr als zwei Verwandte dem Aufsichtsrath angehören.

Ein anderer Vorschlag geht dahin, daß Personen, die im Konkurse sind oder während der letzten Jahre waren, von einem Aufsichtsrathsamt gesetzlich ausgeschlossen sein sollen. Auch dagegen habe ich Bedenken. Ein Konkursfiskus wird wohl selten in einen Aufsichtsrath gewählt werden; gehört er ihm schon zur Zeit der Konkursöffnung an, so wird er meist freiwillig ausscheiden. Die Thatsache des Konkurses aber hat an sich doch nichts Ehreerührendes und man kann nicht ohne Weiteres annehmen, daß ein Mensch, der Unglück gehabt und in Konkurs verfallen ist, schon deshalb allein nicht mehr geeignet sei, an der Verwaltung fremden Vermögens mitzuwirken. Das Höchste, was ich nach dieser Richtung zugestehen möchte, wäre, daß ein

Aufsichtsrathsmitglied, das in Vermögensverfall geräth, aus seinen Aemtern scheidet, damit die Aktionäre entscheiden können, ob sie es wiederwählen oder durch eine andere Person ersetzen wollen. Der Gesetzgeber mag ruhig den Aktionären überlassen, ob sie einen Konkursler trotz seiner Lage für geeignet halten, in einem Aufsichtsrath Sitz und Stimme zu haben. Ich kann mir Fälle vorstellen, wo die Wahl eines solchen Mannes im Interesse der Gesellschaft liegt; man denke an einen technisch Sachverständigen, dessen Rath, trotz seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen, für das Unternehmen von allerhöchster Bedeutung sein kann.

Der Gesetzgeber kann eben nur bestimmen, wie der Aufsichtsrath zusammenzusetzen ist und welche Pflichten er zu erfüllen hat; die geeigneten Personen zu wählen, ist die Sache der Aktionäre. Mögen sie regelmäßiger in die Generalversammlungen kommen und nicht entweder ihre Aktien überhaupt unvertreten lassen oder die Ausübung ihrer Aktionärrechte Personen übertragen, denen vielleicht andere Interessen näher liegen. Schon oft wurde auch hier über die Gleichgiltigkeit der Aktionäre geklagt — die freilich meist nur so lange anhält, wie die Geschäfte gut gehen und reichliche Dividenden gegeben werden — und nach Mitteln dagegen gesucht. Um den Besuch der Generalversammlungen zu erleichtern, haben Eisenbahngesellschaften freie Hin- und Rückreise gewährt, Schiffahrtsgesellschaften einen Ausflug mit obligatem Frühstück veranstaltet, Brauereien nach Schluß der Generalversammlung einen guten Tropfen geboten. Das sind kleinliche Mittel, die höchstens ein paar Spießbürger anlocken können. Interessant war auch der Versuch, den der Crédit Lyonnais in Lyon machte, um bei der Erhöhung des Grundkapitals die statutarisch vorgeschriebene Hälfte des Aktienkapitals in der Generalversammlung vertreten zu sehen: er zahlte damals jedem anwesenden Aktionär ein Präsenzgeld (jeton) von 1 Franc für jede vertretene Aktie. Doch erstens wurde dadurch nur erreicht, daß in der Generalversammlung viele Aktien vertreten waren, nicht, daß die wirklichen Aktionäre selbst kamen, und gerade darauf kommt es an; und zweitens wäre eine solche Maßregel weder nachahmenswerth noch nach deutschem Aktienrecht ohne eine besondere Statutenbestimmung zulässig. All diese und ähnliche Mittel würden versagen; und doch werden die Schäden des Aktienwesens nur verschwinden, wenn die Aktionäre sich um ihre Interessen mehr kümmern lernen. Ihre Indolenz ist die Hauptquelle des Uebels. Die meisten Aktiengesellschaften haben den Aufsichtsrath, den ihre Aktionäre verdienen.

Dresden.

Dr. Felix Bondi.



Ihre Frau.

Schneider Raschke ist mit einer Kellnerin durchgegangen. Die eigene Frau hat an ihm nichts verloren, aber sie trauert ihm doch nach; vielleicht ihm weniger als dem letzten Zusammenbruch ihrer Hoffnungen.

Während sie den Zettel in Händen hielt, den ein Straßenjunge ihr grinsend mit dem Hausschlüssel hinaufgebracht hatte — es waren nur ein paar Worte: „Weil Du mich schon lange nich' intelligent genug bist und weil Du mich überhaupt über, fahre ich mit Fräulein Marie ab heute Nacht nach Amerika“ —, während sie diese Worte las, stimmerte es ihr vor den Augen; ihre Knie zitterten, und als sie noch den Boten auf seinen Holzpantoffeln ihre vier Treppen hinabklappern hörte und die Melodie der „Liebesinsel“ unten aus der Bude deutlich zu ihr hinaufklang, fiel sie um.

Nun war Alles still in der Stube. Dann, nach einer Weile, fing das Kind zu schreien an. Es jammerte und winselte, es schrie und schrie: Niemand kümmerte sich darum. Da richtete sich das Würmchen auf; lech' guckte es um sich, und als es den Plan sondirt hatte, half es sich und plapperte drauf los: „Mam·Mam·Ma!“ Zum ersten Mal fornten die kleinen Lippen in dieser Stunde die Silben „Mam·Mam·Ma!“

Söhnend richtete sich die Mutter auf. Erst jetzt sah sie, daß Blut über ihr Kleid rann. Da wußte sie Bescheid. In ihrer Familie gingen Alle so drauf; und bei ihr war es heute nicht das erste Mal, daß der rothe Strom sie erschreckte. Ihr war aber ganz wohl, gar nicht schlecht; viel leichter als in all' den Wochen vorher. Sie erhob sich, gab dem Kinde ein Stückchen Semmel und überlegte: Was nun?

Zimmer noch johlten sie unten die „Liebesinsel“.

Sollte sie die Nachbarin rufen? Aber dann würde es sofort herauskommen, — Das von der Kellnerin und dem Manne. So setzte sich die Frau vorläufig ungeschlüssig auf den Bettrand. In die dunkle Küche, in der sie schlief, schien der Mond. Den starrte sie an. Das Kind streckte ihm die Armechen entgegen.

Allmählich glitt an der Frau das ganze Elend ihrer kurzen Ehe vorüber. Es war beinahe, als obs der Mond ihr kaltsächlich vortrüge. Sie hatte aber keine Wuth mehr auf ihren Franz; es war förmlich Erleichterung, nun nicht mehr auf das Gepolter warten zu müssen, das der Heimkehrende machte.

Eigentlich empfand sie nichts als Sehnsucht nach „ihrer Frau“.

Auch dies Leben wies Glanzpunkte an. Im Dienste damals stand sie in Ansehen. Die Herrschaft wußte Treue und Arbeitsamkeit zu schätzen. Das Mädchen gehörte — besonders in schweren Zeiten — fast zur Familie. Da hieß es: Anna hier, Anna da. Jeder brauchte sie. Manchmal hätte sie sich wohl gereißen mögen. Nichts war ihr zu schwer. Freundlich erfüllte sie jeden Wunsch. Das auf der Lunge kam erst mit dem Kinde. Daß sie mit dem Schneider „ging“, wußte die Frau; daß der Auserwählte ein Taugenichts, wußte die Herrschaft nicht.

Nur an ihren Sonntagen machte sie sich für ihn so schön wie möglich. Viel Schönheit war aber nicht zu erzielen; ihr Erspartes lockte wohl mehr als sonstige Reize. So ging die Zeit hin.

Sechs Jahre schaltete und waltete sie auf der selben Stelle. Sechs Jahre hegte sie eine stille Liebe zur Madonna, auf der das Wort: „Auxillo“ ihr anfangs so großes Kopfzerbrechen gemacht hatte. Mit wahrer Zärtlichkeit entfernte sie sechs Jahre lang jeden Morgen den Staub von dem Gemälde. Eben so lange gehörten dem Schneider die Sonntage. Von Privatthen war nie die Rede, bis . . . Ja, — dann mußte es sein. Ein Mädchen mit einem Kind blieb in Schande. Als sie merkte, reinigte sie immer schluchzend ihre Madonna mit dem Kind.

Alles Ersparte ging für die Einrichtung drauf. Aber sie kam doch aufs Standesamt. Nun war also wieder Ordnung geschaffen; die Ehre hergestellt.

Der Abschied von der Herrschaft kostete viele Thränen. Sie hing an dem Hause, dem sie so lange treu diente, als ob man sie dort sechs Jahre nur gefeiert hätte.

Ihr zweites Wort hieß von nun ab: Meine Frau, die Frau, unsere Frau. Die ganze Vergangenheit verklärte sich ihr im Bilde der einsigen Herrin.

Zuerst, in der Ackerstraße, glaubten ihr die Nachbarn, wenn sie von vergangenen Zeiten erzählte, von dem guten Dienst und „ihrer Frau“. Als sie dann aber in die jetzige Baracke umzogen, Weddingstraße, Hof vier Treppen, als die Leute im Hause von dem Ehepaar nur Armuth zu sehen bekamen, als der Mann immer seltener zur Arbeit ging und Anna auch nicht mehr recht was auf ihr Aeußeres hielt, lächelten die Leute ungläubig, sobald sie von „ihrer Frau“ anfing. Man hielt „die Frau“ für eine Kellamefigur, die Erzählung von der reichen Weihnachtbescherung für Prahlerei, den ganzen Haushalt in der Bellevuestraße für ein Märchen. Diese gebückte, elend aussehende, immer hustende, nach Armuth riechende Person konnte unmöglich noch vor so kurzer Zeit in einem vornehmen Hause des Westens sich fast unentbehrlich gemacht haben. Man lachte sie heimlich aus. Hümischn hieß es, wenn sie sich zeigte: „Acht! Ihre Frau geht über'n Hof!“

Arme Leute haben kein Herz für einander. Vielleicht ging ihnen unter den Stößen der Lebensmühe jegliches Mitleid verloren. Im Kampf ums Brot wird viel zerstoßen.

Annas Unglück war — so erklärte sie sich selbst —, daß sie keinen Menschen ärgern konnte. Sie hielt immer still. Alles ließ sie sich aufhaken. Daß ein ordentlicher Mensch sich zu wehren habe, fiel ihr nie ein. Jrgend ein Kampforgan mußte die Natur ihr versagt haben. Und es schien, als wollte das Schicksal diesen Vortheil ausnutzen. Geduldiger nahm Niemand Püffe in Empfang. Nur der Rücken wurde immer um eine Linie krummer. Laute Merkmale ihres Niederganges waren nicht vernehmbar.

Der Schneider spazirte einfach als „seiner Wilhelm“ durch seine Ehe. „Arbeit häußel“, lachte er, wenn Anna zum Verdienen austried. Er hatte sich in ihrem Sparkastenbuche geirrt. Das ließ er sie entgelten.

Am Wohlsten sählte sie sich, wenn sie wusch. Waschen war gewiß nicht das Aergste. Der Brausen und der schöne Seifengeruch beneckten sie förmlich. Sobald sie, in Qualm eingehüllt, tüchtig rieb und rumhantirte, zertrieb sie gewissermaßen ihre Sorgen. Sie träumte sich dann in die Bellevuestraße zurück. Noch einmal dort Staub zu wischen und die Zimmer aufzuräumen: ein Ideal!

In Wirklichkeit zeigte sie sich nie bei der Herrin; sie schämte sich zu sehr der erbärmlichen Wahl. Nur mit dem Herzen suchte sie „ihre Frau“ auf. Tag vor Tag klagte sie ihr in Gedanken die Noth. Abends strich sie manchmal durch die vornehme Straße. Scheu drückte sie sich durch die Dunkelheit; am Tage hätten die Bekannten — Portiers, Briefträger, Blumenhändler — sie gegrüßt; der Untergehende aber fürchtet den Glücklicheren.

Wie der Eine im Leben als Höchstes sich das Große Los wünscht, wie ein Anderer von Italien träumt, der Dritte in der Fremde sich krank in die Heimath sehnt, so hoffte diese durch die Ehe halb Vernichtete auf den Augenblick, einmal noch — selbst sauber und nett aussehend — Staub wischend all die Herrlichkeiten, die Bilder und kostbaren Nippes und namentlich die heiliggeliebte Madonna zu berühren, mit der sie einst so vertraut gewesen war. Das sollte dann ihres Lebens größter Augenblick werden.

Während der Minuten, die diesen Erinnerungen galten, mußte die Arme ihr Taschentuch fest vor den Mund drücken; das Blut quoll langsam weiter.

So entschloß sie sich, um Hilfe zu bitten.

Mühsam schleppte sie sich bis an die Thür. Im Vorübergehen strich sie dem Kinde über das Köpfchen und ein dünnes Stimmchen quittirte die Liebeslösung. Dann klopfte sie nebenan.

In fünfzehn Minuten war nun Alles verändert. Zwei große Neuigkeiten auf einmal alarmirten das Hinterhaus: Schneider Raschke war mit Der von unten aus dem Chantant durchgebrannt; und seine Frau schien Nieme zu machen, ohne Begleitung auf und davon gehen zu wollen.

Auf den Bügen der Helfserinnen lag geheime Genugthuung über das Ereigniß. Was hat ein armer Mensch sonst? Die selbe Plage jeden Tag und das Bischen Klatsch, von dem man doch nie so recht weiß, ob denn auch wirklich was dran ist. Ueber den Fall Raschke konnte aber kein Zweifel mehr herrschen. Jede Flurgenossin fühlte sich förmlich als Mitspielerin in dem Drama.

Die dicke Waschfrau hob den Zettel auf, der noch am Boden lag, schüttelte den Kopf und gab das Ding weiter. „Das Nas!“... „Der Hund!“... „Das Stück Rist!“ Solche Worte wurden hörbar. Halbblaut ereiferten sich Alle. Nur die Kranke schwieg.

Man überlegte, was zu thun sei. „In dem Klinik mit sie? Unfallstation?“

Anna schüttelte den Kopf. Sprechen konnte sie nicht oder wollte sie nicht; wer ahnt, was in der Bedrückten Brust vorgehen mochte? Endlich winkte sie: Alle stürzten über sie her. Kaum verständlich flüsterte sie der Fleischermamsell ins Ohr: „Die Frau“.

Ungläubige Mienen antworteten. Man wollte sich nicht blamiren. Gutmüthig begann die Mantelnäherin wieder „von dem Klinik.“ Aber Anna wiederholte leise nur das Eine: „Die Frau!“

Als der Tag dämmerte, wollte eine Alte es endlich versuchen. Die Bellevuestraße war weit. Insgesammt begleitete man die Botin bis auf die Treppe. Da erst fing das Schnattern an: „Zum Lachen! Solche Feine, die noch, küssel. Wa. wackerl. Und. houn. Wa. Heichyr. Und. zty. m. Undol. Ueberhaupt. wird kein wahres Wort dran sein. Und so Eine wie die Schneidersfrau, die

der eigene Mann nicht mal estimirt hat, sollte bei Fremden in Reputation stehen? Und schuld is sie man doch bloß allein; wie man sich bettet, so schläft man. Er taugt nichts und sie is nicht viel besser. Ach Gott, die Mannsleute! Wenn ich Eine treffe, die zur Hochzeit geht, muß ich mir immer ausweinen . . . Aber das arme Würmchen! Und die halbe Wirthschaft versezt . . .“

Endlich verschwand die Alte. Im ganzen Hinterhaus ruhte die Arbeit. Die Frauen rührten sich nicht aus Annas Küche, wo ein dicker Armeleutegeruch Bewödhnteren den Athem rauben mußte.

Der Arzt der Unfallstation hatte wenig Hoffnung gegeben. Die Nachbarinnen brühten sich einen Kaffee und saßen nun, ruhig schlüpfend, neben dem Bett. Sie erwarteten irgend etwas sehr Aufregendes. Der Rückkehr der Alten ohne Begleitung waren sie sicher. Die Wäscherin hatte ihren Zungen zum Absagen geschickt. Das hier wollte sich Keime entgehen lassen. Die Portierfrau ließ ihren Mann segnen. Das Fleischererkülein meldete sich per Kohrpost für den Vormittag krank. Der Schneiderin kam nie so genau auf eine Stunde an.

Allmählich wurde die Gesellschaft elegisch. „Son Mensch!“ jammerten sie. „Leberhaupt . . . Die Welt . . . So traurig krepiren zu müssen!“

Nur Eine fühlte nichts von dem ganzen Unglück: Anna. Sie wartet auf „ihre Frau“. Alles Andere ist versunken. Ihre müden, halb geschlossenen Augen richten sich immer nach der Thür . . . Wie kann ein Jüngling die Geliebte sehnsüchtiger erwartet haben als hier das arme, vom Geschick zermürbte Weib die Herrin.

Während die Schwäche zunimmt, während allmähliche Ohnmacht sich über die Sterbende breitet, kommts wieder und wieder stoßweise, fast irr über die Lippen: „Die Frau!“ . . . „Die Frau!“

Reise streicht eine Hand über des Weibes Stirn. Bärtlich besorgt, klagend klingt es: „Anna, meine liebe Anna!“

Die Kranke erwacht. Einmal noch schlägt sie die guten, treuen Augen auf. „Liebe Anna!“

Die Küche und die neugierigen Weiber sind verschwunden; auch die jammervolle Ehezeit ist vergessen. Die Mutter Gottes ist gekommen, sie zu holen. Und diese Madonna, die sie so genau kennt, nach der sie sich gesehnt in all ihrer Noth, trägt die Züge ihrer Frau und das Kind auf deren Arm gleicht dem eignen kleinen Annschen.

Frau Majchles großer Augenblick ist da.

Man hat die Fenster geöffnet. Lust stühet herein. Licht bringt über die schon in Schwäche fast Bergehende. Die suchenden Hände, die den Tod „pflücken“, wie der Volksmund dies letzte Symptom des nahen Endes nennt, fahren unruhig, als wollten sie Staub wischen, durch die Lust. Nur die Augen, diese müden, müden Augen hängen an der Madonna.

So ist sie doch zurück in ihr Gelobtes Land gelangt, ehe der letzte Lebenskampf begann, der ihr Stille brachte und eine gute Stelle für immer.

Franziska Mann.



Selbstanzeigen.

Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen. Fünfter Jahrgang. Verlag von Max Spohr in Leipzig.

Der neue Band ist nahezu 1400 Seiten stark, enthält über 170 Illustrationen und ist gut ausgestattet. Eingeleitet wird das Buch von einem Bilde des im vergangenen Jahr verstorbenen Professors von Krafft-Ebing und einem anerkennenden Schreiben, das dieser Gelehrte kurz vor seinem Tode über den Werth der Jahrbücher an mich gerichtet hat. In der ersten größeren Arbeit, „Ursachen und Wesen des Uranismus“ (auch separat unter dem Titel: „Der uralische Mensch“ erschienen), suche ich auf Grund von über 1500 eigenen Beobachtungen nachzuweisen, daß homosexuelles Empfinden stets an eine geistig und körperlich von Geburt an in bestimmter Weise charakterisirte Persönlichkeit gebunden ist, von deren Merkmalen — einer besonderen Mischung männlicher und weiblicher Eigenschaften — ich eine eingehende Schilderung gebe. Als Anhang folgt die Selbstbiographie eines uralischen Arbeiters, die nicht nur die Eigenart des Homosexuellen wiedergibt, sondern auch die furchtbaren Konflikte, in die ein solcher Mensch durch die normale Majorität so häufig verwickelt wird. Nach einer kleineren Abhandlung des Medizinalrathes Nägele, die das seltene Vorkommen der Homosexualität bei Geisteskranken erörtert — Nägele hat ein Material von 1481 Irren verarbeitet —, kommt Hofrath von Neugebauer aus Warschau mit einer sehr interessanten Arbeit, betitelt: Chirurgische Ueberforschungen auf dem Gebiete des Scheinzwitterthumes. Da sind 134 Fälle zusammengestellt, in denen sich während einer Operation herausstellte, daß Personen, die irrtümlich als Mädchen getauft und erzogen waren, in Wirklichkeit Männer waren und umgekehrt. Manche dieser verkannten Personen waren sogar verheirathet. Es folgt ein bisher fast unbekannter Brief Goethes an den Herzog Karl August, den Norbius eingeschickt hat, „über die mann-männliche Liebe in Rom“. Daran schließen sich biographische Arbeiten. Der zweite Halbband bringt als Titelbild eine Reproduktion des bekannten Hermaphroditen aus dem alten berliner Museum. Darauf folgt zunächst eine große Arbeit des Herrn Dr. von Rümer: „Die androgyne Idee des Lebens“, worin der junge amsterdamer Gelehrte zeigt, wie in sämtlichen Religionen die oberste Gottheit ursprünglich doppelgeschlechtlich gedacht war. Die Kenntniß dieser mit nicht weniger als 86 Abbildungen verschiedener antiken Hermaphroditen geschmückten Monographie dürfte für den Archäologen und Kunstfreund eben so werthvoll sein wie für den Theologen und Theosophen im weiteren Sinn. Wie in früheren Jahren, so hat auch in diesem Numa Prätorius die Bibliographie des Uranismus gewissenhaft bearbeitet, diesmal unter besonderer Berücksichtigung der belletristischen Literatur. Ihm folgt der petersburger Strafrechtslehrer Wladimir von Naboloff mit seinem Vortrag: „Die Sittlichkeitsgesetze im russischen Strafgesetzbuch“; er fordert aus juristischen Gründen die Aufhebung des Urningparagraphen. Damit wieder alle vier Fakultäten zum Wort kommen, schildert schließlich noch ein katholischer Geistlicher die seelsorgerischen Vortheile, die ihm während seiner Amtszeit aus der Kenntniß des uralischen Phänomens erwachsen. Am Schluß wird der Jahresbericht des wissenschaftlich-humanitären Komitees veröffentlicht, aus dem

ich die Nachrufe an Krafft-Ebing und den Prinzen Georg von Preußen — der die Arbeiten des Komitees finanziell unterstützt hat — hervorhebe, besonders aber eine genaue und objektive Darstellung des Falles Krupp.

Charlottenburg.

Dr. Magnus Hirschfeld.

Schauspielkunst und Schauspielkünstler. Beiträge zur Aesthetik des Theaters.

Schuster & Loeffler, Berlin.

Die Absicht, die ich mit dieser Arbeit verfolge, ist die alte. Ich schrieb nicht etwa ein Lehrbuch der Schauspielkunst. Was hätte Das für einen Sinn? Als ob man jemals eine Kunst nach Büchern lehren, aus Büchern lernen könnte! Es handelt sich hier auch nicht um das Aneinanderreihen von Spitzfindigkeiten einer spekulativen Aesthetik. Zu welchem Zweck wohl? Als ob dadurch vielleicht die künstlerische Kultur irgendwie gesteigert zu werden vermöchte! Nicht mehr und nicht weniger als eine Uebersicht über die innere Organisation des in Rede stehenden Kunstzweiges wollte ich geben. Das Schaffen und Mähen, die wesentlichsten Aufgaben des Menschendarstellers sollen abgegrenzt und prinzipiell durchgesprochen und dann die großen ästhetischen Normen seiner Kunstübung hieraus gewonnen werden. Natürlich interessiert uns dabei nicht nur die Schauspielkunst, sondern auch der Schauspielkünstler: eben als Künstler, aber auch als Mensch, in seiner Stellung zu Welt, Leben und Gesellschaft. Auch hierüber dürfte deshalb kurz zu reden sein. So wenden sich diese Studien also in erster Linie an den Geniehenden. Nachdem sie zunächst ganz allein für mich angestellt wurden — weil ich mir die Unterlagen und das Recht zu kritischer Thätigkeit im Parquet erwerben wollte —, gebe ich sie hiermit an Alle weiter, die es angeht. Ich dachte nämlich, daß ich Denen, die im Theater eine Stätte der Kunst und nicht nur des zerstreuten Vergnügens sehen, durch meine Auseinandersetzungen hier und da das Verständniß für den komplizirten Mechanismus der Bühne ein Wenig erleichtern könnte. Das scheint mir wichtig. Ich bin nämlich der Ansicht, daß ein gewisses Erkennen seiner inneren Bedingungen den eigentlichen Bewußt des Kunstwerkes nicht unwesentlich fördert. Die Beschäftigung mit den Theoremen einer Kunst schärft nicht nur die Sinne, sondern macht auch gerechter. Vielleicht schließt diese ursprüngliche Absicht aber auch nicht aus, daß die Lecture sogar dem einen oder anderen Bühnenkünstler Etwas bedeuten könnte. Das wäre dann allerdings das Höchste.

Essen.

Karl Hagemann.

Wirklichkeit und Schein. Novellen von Roberto Bracco. Einzig autorisirte deutsche Uebersetzung. Verlag von Dr. Marchlewski & Co. München.

Zwei dieser Novellen, „Das Violoncell des Doctors“ und „Seelenheil“, sind in der „Zukunft“ erschienen. Bracco ist dem deutschen Publikum als Dramatiker wohl bekannt und ich hoffe, der geistvolle Jungitaliener wird auch als Novellist willkommen sein. Die neunzehn Novellen, heiteren und düsteren Inhaltes, sind leicht und flott hingeworfen und haben trotzdem, denke ich, einen nicht zu unterschätzenden psychologischen Werth. Flott sind sie geschrieben, aber nicht flüchtig, und in jeder von ihnen liegt ein Stückchen Seele des Dichters. Aus einiger

spricht eine cynische Welt- und Menschenverachtung, andere wieder sind von Menschenliebe und Persönlichkeit durchglüht; aber keiner fehlt der persönliche Ton des Autors. Ich war redblich bemüht, den Schimmer des Originals in der Uebersetzung nicht zu vermissen.

Wien.

Otto Eizenschij.

Die Hilfsschulen für schwachbegabte Kinder in ihrer Entwidlung, Bedeutung und Organisation. Preis 1 Mark. Hamburg und Leipzig 1903. Verlag von Leopold Voss.

Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fing man an, einer lange vernachlässigten, aber um so bedauernswertheren Menschenklasse, den geistig Armen, besondere Theilnahme und Fürsorge angedeihen zu lassen. Menschenfreunde eröffneten zu jener Zeit Anstalten zur Erziehung und Bildung blödsinniger Kinder und Mhyle zur Verpflegung erwachsener, erwerbsunfähiger Geisteschwachen. Doch diese Bestrebungen kamen nur einer beschränkten Anzahl von schwachsinnigen Individuen zu Gut; der größte Theil führte nach wie vor ein kümmerliches, oft menschenunwürdiges Leben. Allmählich aber hatte man erkannt, daß ihnen durch eine ihrer seelischen Verfassung angepasste Erziehung- und Unterrichtsmethode in mancher Beziehung wesentlich geholfen werden könnte. Deshalb errichtete man neben den vorhin genannten Anstalten zunächst einzelne Klassen, später ganze Schulen für geisteschwache Kinder; hauptsächlich in größeren Städten. Die Zahl der Schulen, Hilfsschulen für schwachbegabte Kinder dürfte zur Zeit in Deutschland 150 betragen. Ihr Zweck ist, den geisteschwachen Kindern eine ihren geistigen Fähigkeiten entsprechende Ausbildung zu vermitteln und ihre Erwerbsfähigkeit anzubahnen, damit sie sich nicht als unnützen Ballast ihrer Angehörigen oder der Gemeinden durch das Leben zu schleppen brauchen. Danach haben die Hilfsschulen in ihren Bestrebungen wichtige und umfangreiche Arbeiten zu leisten, über die meine Schrift orientiren will.

Stolp.

Fr. Frenzel.

Apollon und Dionysos. Dualistische Streifzüge. Axel Jander, Stuttgart 1904. 3 Mark.

Die hier gebotenen Aufsätze verdanken ihre Vereinigung zu einem Bande nicht einem Zufall; sie bilden in der That stilistisch wie gedanklich eine Einheit, die den Zusammenschluß rechtfertigt. Ohne Dualist im philosophischen Sinne dieses Wortes zu sein, habe ich mich daran gemacht, in allen behandelten Gegenständen die dualistische Formel nachzuweisen, die ihm als die dialektisch günstigste erscheint. „Apollon und Dionysos“, die einleitende Arbeit, behandelt den Unterschied zwischen apollinischer und dionysischer Kunst. „Vom Sinn des Deutschtumes“ ist ein mit kleinen Mitteln unternommener rassenpsychologischer Versuch. „Rainer Maria Rilke“ ist die kurze Geschichte des ungemein starken Einbruchs, den der Verfasser von dieser feinen, auf eine fabelhafte Heroenkultur gegründeten Kunst erfuhr. „Vom Werth der Worte“ endlich und „Literarische Schlagworte“ befassen sich auf selbständige, insbesondere von dem verdienstvollen Werke Fritz Mauthners unabhängige Weise mit dem Problem der Sprachkritik.

München.

Wilhelm Wichel.

Dana Petrowitsch. Drama in drei Akten. Wiener Verlag, Wien und Leipzig. 1904.

In den südbungarischen Sumpfwäldern gedeiht das bravste Edelwild Europas. Bringt man die Thiere auf festen Boden, so athmen sie gierig die gesunde Luft ein und . . . sterben an ihr. So geht es Dana Petrowitsch, der Tochter eines kroatischen Edelmannes, der Politiker von Profession und Lebemann aus Ueberzeugung ist. In der Umgebung, für die Danas Rasse vorbestimmt ist, gefällt es ihr; da weiß sie sich zu bewegen. Als Bojo Danas Gemahl wird und sie in bürgerlich moralische Remisen bringt, freut sich Dana all des Neuen und meint, da mühte es sich leben lassen. Doch sie versteht diese Umgebung nicht. Ihr fehlt der Komplex von Begriffen, mit denen man hier denkt. Diese dumme schöne Frau habe ich drei Männern gegenüber gestellt. Bei allen Dreien entfacht sie Leidenschaften und zieht sich, als sie am Lautesten toben, hilflos und erschreckt zurück. Wie eine Hindin von fern dem Kampf der Brunststirsche zusieht, von dem ihr Schicksal abhängt, so bleibt auch sie passiv, fast bis zum letzten Augenblick. Als sie sich endlich aufrafft, thut sie es auch nur instinktiv und treibt einen von ihren Bewerbern, den abgethanen, in den Hinterhalt der beiden anderen.

Wien.

Koda Koda.



Zauberlehrlinge.

Im Frühling 1900 war Deutschland auf dem besten Wege, das Hexen zu lernen. Die Konjunktur schien so günstig, wie man sie nur träumen konnte, der Kurszettel glänzte in rosigem Licht und an der Börse hielt Jung und Alt sich zu Dingen berufen, an die man sich kurz vorher gar nicht herangewagt hatte. Just auf diesem besten Weg aber, dem Weg zur Hexenschule, geriet der tolle Wanderer, dem Knaben des Märchens gleich, in ein sumpfiges Selenmoor; und nach langen Versärferten erst, nach vielen Abenteuer, die nur um Haaresbreite an drohender Lebensgefahr vorbeiführten, fand er endlich wieder heim. Drei Jahre waren verstrichen. Man athmete auf. Die böse Alte, das Sinnbild des Niederganges, war, wie eine Giftblase, zerplatzt. Die Bahn schien frei; ein neues Leben konnte beginnen. Nun war Deutschland, so durfte man hoffen, von dem ungeligen Drang, hexen zu können, geheilt. . . Wirklich? Das Märchen ist zu Schanden geworden. Im Herbst 1903 ist die Luft am Hexen in der deutschen Finanz und Industrie, trotz all den harten Lehren der letzten Zeit, mit der alten Kraft wieder erwacht und staunend steht die Welt, wie Deutschland sich strebend bemüht, um jeden Preis die Hexenkunst zu erlernen.

Der Eisenbahn-Rekord von Zossen-Mariensfelde lockt die rastlos vorwärts Drängenden wie ein Freilicht. Jeder will es erreichen; und so geht die wilde, verwegene Jagd über Stock und Stein. Zwischen Käse und Birne verkündet, als handle sich um eine Kleinigkeit, die man zum Geburtstag schenkt, Herr Kommerzienrath Baare seinen hochwunder Aktionären, der Gußstahlverein werde nächstens auf dem Zilmannshof ein neues Stahlwerk in größtem Stil errichten. Man traut seinen

Öhren nicht. Die Periode der ungeheuren Betriebserweiterungen ist kaum zum Abschluß gebracht; das Problem, wie bei sinkendem Export der inländische Bedarf auf die Höhe der durch diese Erweiterungen außerordentlich gesteigerten Produktion zu heben wäre, ist der Lösung noch um keinen Centimeter näher gerückt; man hat eben erst angefangen, sich des leise wachsenden Inlandskonsums zu freuen, und wagt, fast noch zögernd, daran die Erwartung zu knüpfen, daß dem stärkeren Verbrauch bald auch bessere Preise folgen werden: und schon beglückt uns Kommerzienrath Baare mit einem neuen Walzwerk von hochumer Proportionen. Das ober-schlesische Gegenstück zu dieser rheinisch-westfälischen Leistung liefert die Donnersmardhütte, die jetzt das große Walzwerk ausbauen will, dessen Bau sie vor Jahren aufgab, weil sie zu der Einsicht gekommen war, des Guten genug gethan zu haben. Der Dritte im Bunde ist der Pödnitz in Saar; er erhöht sein Kapital um fünf Millionen Mark, weil er größere Um- und Neubauten für nöthig hält, um seinen Anlagen den Ruf der modernsten Technik zu erhalten. Der Vierte ist der Georg-Marien-Berein, der an den Bau einer neuen Siemens-Martin-Anlage geht, — mit der niedlichen Begründung, „daß bei den neueren Werken der Montanindustrie eingetretene Drängen nach Vermehrung der Erzeugung habe die ganz natürliche Folge, daß auch die alten Werke Schritte zu thun veranlaßt würden, die unter anderen Umständen noch hinausgeschoben wären“. Für einen Anfang sind diese vier Betriebserweiterungen sicher nicht zu verachten. Man weiß ja aus Erfahrung, wie schnell solche Beispiele Schule machen. Schon Herr Baare hat sich natürlich auf die „Anderen“ berufen, die „angefangen“ und ihn zur Expansion förmlich gezwungen hätten. „Wir müssen durch das neu-erbaute Walzwerk einen erhöhten Ausgleich finden für den Ausfall, den wir bei den Aufträgen für Schienen, Schwelken und sonstiges Oberbaumaterial dadurch zu erleiden haben, daß in den letzten Jahren nach und nach eine große Anzahl von neuentstandenen Werken diese Lieferungsgegenstände, auf deren Anfertigung man sich bis dahin beschränkt hatte, in den Rahmen ihrer Erzeugung aufgenommen haben“. Das ist nicht gerade das Beste Deutsch; aber das Deutsch ist immer noch besser als die Logik. Wenn jeder Fortschritt der Konkurrenz einen noch größeren Fortschritt der Hochumer herbeiführen soll, können wir niedliche Wettkämpfe erleben. Hat Herr Baare es wirklich auf ein Wettrennen abgesehen, das erst endet, wenn der schwächere Käufer zusammenbricht? Zu den Verhandlungen über das Stahl-Syndikat paßt solcher Plan jedenfalls schlecht. Wie sollen die kleineren Werke an den guten Willen der großen glauben, die ihnen noch in zwölfter Stunde die Faust zeigen und mit tyrannischer Willkür ihre Uebermacht ausnützen, um sich rasch noch stärker zu machen, als sie ohnehin schon sind? Hier wiederholt sich die Vorgeschichte des neuen Kohlen-Syndikates. Wie die großen Hütten einander mit neuen Schachtanlagen überboten — um von der Gesamtmenge der Produktion nur ja so viel wie möglich für sich zu erschaffen, nicht etwa in der ehrlichen Absicht, die Schwächere auch auszubeuten —, so strengen, beim Rufen des neuen Stahl-Syndikates, die großen Werke sich mit aller Kraft an, um rasch zu kapern, was irgendwie und irgendwo zu erreichen ist. Wenns fertig ist, rühmt man das Syndikat dann als eine Schöpfung und ein Instrument ausgleichender Gerechtigkeit. Die Schwächeren finden für ihre Klagen kein Ohr und lernen schließlich das Schweigen; denn ihnen bleibt nur die Wahl, sich zu fügen,

dem Nachwort der Großen zu gehorchen oder zu Grunde zu gehen. Die deutsche Hüttenindustrie fühlt sich also wieder einmal des Sieges gewiß. Die Roheisenerzeugung Deutschlands hat die bisherigen Höchststufen schon um ein Beträchtliches übertroffen. In den ersten neun Monaten des laufenden Jahres betrug sie mehr als $7\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen, hat den Rekord also um eine Million geschlagen. Eben so schnell ist der Absatz von Roheisen gestiegen; und die Nachfrage nach Kohle ist nicht allzu weit zurückgeblieben. Dieser Gesundungsprozeß ist zum Theil auf natürlichem Wege, zum anderen Theil aber durch künstliche Mittel bewirkt worden: durch eine Ueberstürzung, die hastig das dem ruhigen Blick unmöglich Scheinende möglich zu machen sucht. Man thut, als müsse die Welt übermorgen untergehen und bis morgen deshalb noch geleistet werden, was in normalen Zeiten Jahre zum Wachsen und Reifen braucht. Jeder will hegen, weil sich plötzlich Aller der talmi-darwinistische Wahnglaube bemächtigt hat, nur wer hege, könne in die Reihe der *fittest survivors* aufgenommen werden.

Der Antrieb zu solcher Hast kommt natürlich von den Banken; und in den eigenen Lebensregungen dieser Gewaltigen ist die Ueberreiztheit noch deutlicher sichtbar. Wer verpflichtet ist, nichts von Alledem, was die Banken jetzt unternehmen, sich entgegen zu lassen, weiß kaum noch, wohin er zuerst den Blick wenden soll. Doch der Deutschen Bank gebührt immer der erste Platz. Herr Direktor Swinner ist hoher Bewunderung würdig. Daß ihm die Verhandlungen, die Graf Bismarck mit dem Minister Delcassé in Paris über — richtiger: gegen — die Bagdadbahn führte, nicht gleichgiltig waren, weiß Jeder, der sich erinnert, wie oft der erste Manager der Deutschen Bank im Interesse der Bagdadbahn zwischen Berlin, Konstantinopel und Paris hin- und herzog. Das sind Fahrten, die, selbst wenn das Menu an der Tafel des Orient-Expreß leiblich ist, nicht zu den Freuden des Lebens gezählt werden können. Herr Swinner, der für das Bagdadbahnprojekt Feuer und Flamme ist, blickte also jedenfalls in äußerster Spannung auf die pariser Verhandlungen, deren Ergebnis für ihn ungemein wichtig zu werden versprach und tatsächlich zu einem schweren Schlag gegen das Prestige der Deutschen Bank wurde. Aber er ließ sich nichts anmerken und eilte, als gebe es auf der weiten Welt nichts Dringenderes zu thun, gerade in dieser Zeit nach Wien, um das österreichische Petroleumgeschäft seiner Bank in Ordnung zu bringen. Das genügte noch nicht. In den selben Tagen vernahmen

— over' gar
nbahnattie in
Protetktor der
tschen Bank,
überwältigend
mossifahrt, die
und ihre blinde
ge zu befreien,
Mitdirektoren
h die Emiffion
hen Erzgesell-
rei. Doch der
phantasiegebild

ber auch, jenem Lustvergnügen der weoant' empfindungen, eine
mehrere? — in Berlin bisher nicht gehandelte amerikanische Eisen
unseren Börsensaal einzuführen. Kein Anderer als er kann der
Baltimore-Shares sein; der frühere Amerikaner der Deutschen
Herr Rankiewicz, hat ja in der Northern Pacific-Affaire keine
sichere Erkenntniß der amerikanischen Verhältnisse bewiesen; die Ca-
ere 1901 nach London antreten mußte, um die arme Deutsche Bank u
Gefolgschaft von dem selbstverschuldeten Fluch der Northern-Schwärze
blühte sein Urtheil über amerikanische Dinge in den Augen seiner
erheblich entwerthet haben. Nebenbei hat die Deutsche Bank auch noch
von $17\frac{1}{2}$ Millionen Mark Schuldverschreibungen einer skandinavischen
schaft besorgt. Diese Geschwindigkeit grenzt wirklich schon an Heze
fieberhafte Bethätigungdrang, der jedem im Nebel auftauchenden

nachjagt, ist nicht nur im Palast der Deutschen Bank zu finden. Daß die Handelsgesellschaft nach Amerika hinübergreift, wurde im vorigen Heft schon erzählt; seitdem ist auch von einer neuen serbischen Anleihe gewispert worden; freilich folgte schnell eins der Dementis, deren Festigkeit stets verdächtig klingt. Aber schon die bedeutsamen Vorgänge, in deren Mittelpunkt jetzt die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft steht, würden in normalen Zeiten hinreichen, um das betheiligte Finanzinstitut vollauf in Anspruch zu nehmen. Die Diskontogesellschaft, die eben erst zu ihrer peinlichen Ueberraschung vernehmen mußte, daß ihr die rumänische Regierung mit dem Projekt eines staatlichen Tankwagen-Monopols einen Strich durch das frisch gewagte Petroleumgeschäft machen will, und von der man annehmen durfte, daß Ballins Reise nach New-York ihr nicht ganz gleichgültig ist, fühlt das Bedürfnis, viele Millionen nordargentinischer Eisenbahnbonds zu emittiren, jener merkwürdigen Obligationen, an deren Prospekt die naiven Herren der berliner Zulassungskasse zwar den Mangel an Mittheilungen über argentinische Couponverzählung auszufehen haben, nicht aber das Verschweigen der Thatsache, daß sie die abgelehnte Hälfte einer mißglückten londoner Boremission repräsentiren. Die Dresdener Bank bringt das Kunststück fertig, zugleich an eine Fusion ihrer Verzweigungen in Rheinland-Westfalen und an eine starke Kapitalerhöhung zu denken (da das Gerücht dementirt wurde, darf man wohl daran glauben), während sie doch andächtig dem Tamtam lauschen sollte, das — schwerlich wider ihren Willen — zu Gunsten der Großen Berliner Straßenbahn geschlagen wird. Diesen größten Banken gesellt sich ein kleineres Institut: die Nationalbank für Deutschland. Sieht man von allerlei mißlichen Gerüchten ab, die vor einiger Zeit über die Zukunft des Zinsdienstes von schlesischen Kleinbahnobligationen unliesen und recht ärgerliche Erinnerungen an die unselige Landau-Epoche der Nationalbank weckten, so kann man zugeben, daß diese Anstalt mit dem niedrigsten aller Banken-Ultimokurse seit Jahr und Tag erfolgreich bemüht schien, sich den guten Ruf dadurch zurückzugewinnen, daß sie möglichst wenig von sich reden machte. Jetzt hat sie diese wohlthuende Stille jäh unterbrochen. Auch sie ist von der Tendenz fortgerissen worden, nach Allem zu haschen, was groß scheint, gewaltig, auffällig, imposant. Herr Ernst Friedländer, dessen Name mit der Geschichte der nicht eben rühmlich vom Schauplatz verschwundenen Breslauer Diskontobank unzertrennlich verbunden bleibt, sieht sich über Nacht wieder zum Vorkämpfer deutschen Kapitals befördert. Die Nationalbank für Deutschland ist am Ende noch stolz darauf, künftig mit der neuen johannesburger Minenfirma Friedländer & Co. eben so identifizirt zu werden wie die Deutsche Bank mit Goerz. Ich nehme an, daß Herr Ernst Friedländer den Aufenthalt im Transvaal, der zwischen seinem Scheiden aus der Diskontobank und seiner jüngst erfolgten Rückkehr in die berliner Börse und die berliner Klubs lag, ausschließlich dazu benutzte hat, um, nach bariischem Vorbilde, die Bibel zu lesen. Da wird ihm die Mär vom Goldenen Kalb sicherlich nicht entgangen sein. Vielleicht erzählt er sie einmal den wiedergewonnenen alten Freunden. Wenn der Eine oder der Andere von ihnen sich die Moral der Geschichte zu Herzen nähme, hätte Herr Friedländer zu unzähligen älteren sich ein neues Verdienst erworben.

Dis.